This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

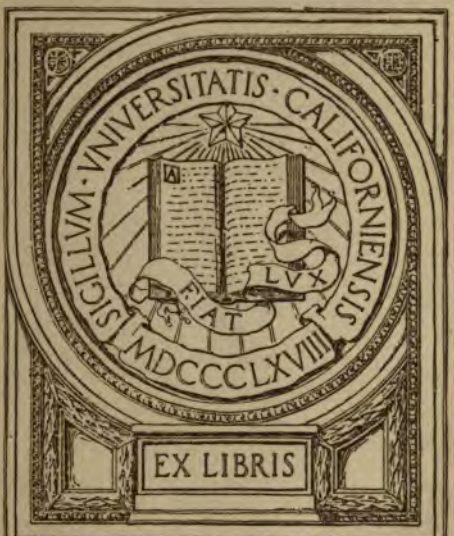
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Schildgesang

Lieder und Skizzen vom Weltkrieg

2888
J. HENRY SENGER

IN MEMORIAM
Professor J. Henry Senger



854
W652
sc
1915

UNIV. OF CALIFORNIA

Schildgesang

Lieder u. Skizzen vom Weltkrieg

:: gesammelt von ::

S. Wieser

mit acht Kunstbeilagen

2. und 3. Auflage

Lucas-Verlag, G. m. b. H., München
1915

UNIV. OF CALIFORNIA

Unseren Helden

im Felde gewidmet

IN MEMORIAM

Professor J. Henry Senger

Nachdruck verboten

Zum Geleit

Daß wir euch, ihr Helden im Felde, einen poetischen Gruß entbieten können, macht uns Freude. Nehmet ihr ihn mit Wohlgefallen an, soll es uns eine Ehre sein. Der beispiellose Völkerkrieg hat uns alle mit einem Schlage wieder verbrüdert, die Völker der Donau und des Rheins, die der Elbe und der Istria, und der Tiroler tauscht seinen Gruß mit den Söhnen Prags und Berlins. Sie haben sich gefunden, die zwei Völker im Herzen Europas — Deutschland und Österreich-Ungarn. In der Not, in der Gefahr haben sie sich gefunden als die Säule und Grundfeste europäischer Freiheit und Kultur, als die Retter des Christusglaubens gegenüber jenen, die sich im Kampfe wider alles das zusammengestellt. Nun mag der Krieg seinen Lauf nehmen! Wir glauben an unsern Sieg, an unsern Sieg ebenso wie wir an Gott und seine göttliche Gerechtigkeit glauben. Siegen oder sterben, das gilt nicht mehr für den Soldaten im Felde; das gilt für das deutsche Volk, das gilt für Österreich-Ungarn, das gilt für unsere Kultur und Gesittung und unsere Religion.

Wer sind sie denn, unsere Feinde? Warum haben sie die schreckliche Brandfackel des Krieges in unser schönes Land geworfen? Grund allein ist Albions Neid! Un-

922672

glaublich, aber wahr! England, diese Brutstätte des Hochmutes und der Eigensucht hat es nicht mehr ertragen, daß unser Land blühte und glücklich war; es hat die schreckliche Tat, die längst, längst geplant war, gewagt und zu diesem Zwecke die serbischen Mordbuben gedungen und die moskowitischen Wölfe der Steppe, hat Frankreich erkauft und Belgien und sogar den geborenen Schuften der Welt, den Japaner, losgehetzt gegen unsere Helden in Kiautschou. Drum unser erster Haß und unser erstes Wehe dem englischen Schurken, dessen „freundschaftliches" Benehmen in Friedenszeit uns nunmehr als erniedrigendster Hohn verletzt und schmerzt. — Denn wehe allen, die sich dem englischen Schurken ergeben. Ihr Helden habt eine Aufgabe, wie sie ehrenvoller noch kein Kriegsvolk gehabt. Schlaget sie und sieget!

Euch gilt Tag und Nacht unser Sinnen und Trachten und — Dichten. Höret uns an im „Schildgesang"!

Mittelstetten, im Dezember 1914.

S. Wieser.

Geleitwort zur 2. Auflage

Acht Wochen nach Erscheinen unseres „Schildgesang" war die erste Auflage vergriffen. Gewiß ein gutes Zeugnis für unser Unternehmen. Die Kritik hat sich noch kaum zu dem Buche geäußert, und dennoch dieser ungeahnte Erfolg! Die vorliegende zweite Auflage hat außer notwendigen Korrekturen nur wenig Änderung erfahren. L. Kiesgens Übersetzung „Im Kampf mit

französischen Franktireurs" wurde nur deshalb fortgelassen, weil wir deutsche Originale bevorzugen. Auf Wunsch sei noch gerne bemerkt, daß Ilse Frankes Beiträge auch in ihrem Bändchen „Deutsche Treue" (Hesse & Becker, Leipzig) gedruckt stehen. Sollte die zweite Auflage unseres „Schildgesang" (deren Reinertrag wieder dem Roten Kreuz zugewiesen wird), denselben erfreulichen Erfolg haben wie die erste Auflage, so werden wir noch eine zweite Folge des „Schildgesang" herausgeben.

Mittelstetten, 20. Januar 1915.

Sebastian Wieser.

Redaktionelle Bemerkung

Sämtliche Beiträge sind von den Verfassern auf schriftliche Einladung hin an uns gegangen. Das glauben wir betonen zu müssen, weil verschiedene Gedichte zuvor schon erschienen waren, z. B. in der „„Allgemeinen Rundschau, Wochenschrift für Politik und Kultur" in München, in „Worte in die Zeit", herausgegeben von E. Lissauer, in „Standbilder und Denkmünzen" von R. Schaukal, in „Deutscher Hausschatz", Regensburg, in „Deutsche Treue" von Ilse Franke usw. P. Ansgar Pöllmanns Beiträge sind uns vom Verlage Jos. C. Huber in Diessen (aus J. C. Hubers Patriotische Kartenserien) zur Verwendung überlassen worden.

Die Redaktion.

Verzeichnis

der Mitarbeiter und ihrer Beiträge

Dehmel Richard: Seite

Der Feldsoldat 20

Eschelbach Hans:

Wofür sie starben 122

Falke Gustav:

Jagdlied 77

Reiterlied 77

Tanzlied 76

Franke (Ohl) Ilse:

Das Kind 112

Das rote Kreuz 114

In Flandern 133

Mütter 98

Der Weihnachtsbrief 170

Grosse Martha:

Des deutschen Bauern Weib 97

Handel-Mazzetti:

Reservespital Staatsgymnasium, Linz . . 155

Seite

Heemstede Leo van:
Das gold'ne Wort 27
Die Meeresbraut 141
Die Räder rollen 93
Es steht die Schlacht 169
Nicht Feind mehr — Bruder du 116
Herbert Marie:
An die ermordeten Deutschen in Belgien . . 134
Da hat die Welt ihr Herz verraten 45
Die Sieger 130
Jüngst Antonie:
Aus der Mobilmachungszeit 34
Kiesekamp Hedwig:
Deutschlands Frauen 95
Einem Verwundeten 126
Kiesgen Laurenz:
Der Mond (Prosa) 79
Die junge Witwe 99
Unsere Feinde 65
Vier Herrscher 30
Vor der Waffenschmiede 43
Koch Gaudentius:
Franz Ferdinand und Sophie 74
Kralik Richard v.:
An England 69
An Polen 71
Der Doppeladler 49
Deutsches Wesen 46
Die Chimäre 64
Gloria Viktoria 70
Japan 67
In Gottes Namen 17

Seite

Österreichs Gruß an Deutschland 42
Sühne 23

Kranich Timotheus:
Der Kaiser ruft 25
Mein Volk 23

Krapp Lorenz:
Das rote Kreuz 115
Deutsches Reiterlied 78
Verlustlisten 121

Lienhard Fritz:
An das Elsaß 73

Lindolf Jula:
Der Brief unterm Christbaum (Prosa) . . 101
Im Dienst des roten Kreuzes (Prosa) . . . 117

Lissauer Ernst:
England träumt 68
Haßgesang gegen England 66

Miller Elise:
Deutsche Bräute 97
Maria vom Rosenkranz 111
Österreicher Lied auf Serajewo 47
Vier Kinder (Prosa) 54

Moos Josephine:
Auf stiller Wacht 124
An Deutschlands Frauen 96
Es ist mir oft wie ein böser Traum 51
Heldenantwort 45
Schlachtensymphonie 19

Müller Anton (Br. Willram):
Die toten Reiter 125
Die Tiroler Kaiserjäger 75
Ein Wiegenlied 118

Seite

Müller-Rüdersdorf Wilhelm:
Gedanken und Stimmungen aus Kriegstagen 16
Kriegslied deutscher Bauern 52
Pöllmann Ansgar:
Antwerpen, Antwerpen 142
Das traurig-schöne Lied von der „Magdeburg" 149
Gebet an der Kathedrale zu Reims 144
Jungfer Lüttich 131
Zwischen See und Sumpf 154
Raymunda (Schwester):
Kriegszuversicht 35
Rothe Karl:
Allerseelen 1914 100
Schaukal Richard:
An Österreich 48
Der Weltkrieg 42
Die Kathedrale von Reims 143
Kaiserlied 26
Schrönghamer Frz. X. (Heimdal):
Das deutsche Herz 31
Sternberg Leo:
An den Kriegsmond 94
Das Weh der Zeit 50
Der Kaiser 25
Deutsche Heerfahrt 22
Die Aussaat 52
Heldenblut 20
Während der Schlacht 168
Thrasolt Ernst:
Das deutsche Kriegslied 1914 28

Seite

Tiaden Heinrich:
Der Stärkere 136
Wagner Hans Gustav:
Kiautschou 169
Wieser Sebastian:
Der gutherzige Bayer (Prosa) 144
Der Mäher 53
Deutscher Schildgesang 15
Die Glocke von Gent 135
Die Insel des Krieges (Prosa) 36
Eine Kapuzinerpredigt (Prosa) 171
Emden I 151
Emden II 152
Herbst im Felde 1914 54
Ich hatt' einen Kameraden (Prosa) 126
Kriegsgebet 33
Unter den Wellen 148
Zeppelin 132

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Allerseelen (Rothe)	100
An das Elsaß (Lienhard)	73
An den Kriegsmond (Sternberg)	94
An die ermordeten Deutschen in Belgien (Herbert)	134
An Deutschlands Frauen (Moos)	96
An England (Kralik)	69
An Österreich (Schaukal)	48
An Polen (Kralik)	71
Antwerpen (Pöllmann)	142
Auf stiller Wacht (Moos)	124
Aus der Mobilmachungszeit (Jüngst)	34
Da hat die Welt ihr Herz verraten (Herbert)	45
Das deutsche Herz (Schrönghamer)	31
Das deutsche Kriegslied 1914 (Thrasolt)	28
Das gold'ne Wort (Heemstede)	27
Das Kind (Franke)	112
Das rote Kreuz (Franke)	114
Das rote Kreuz (Krapp)	115
Das traurig-schöne Lied von der „Magdeburg" (Pöllmann)	149
Das Weh der Zeit (Sternberg)	50
Der Brief unterm Christbaum (Lindolf)	101
Der Doppeladler (Kralik)	49

Seite

Der Feldsoldat (Dehmel) 20
Der gutherzige Bayer (Wieser) 144
Der Kaiser (Sternberg) 25
Der Kaiser ruft (Kranich) 25
Der Mäher im Sommer 1914 (Wieser) 53
Der Stärkere (Tiaden) 136
Der Weltkrieg (Schaukal) 42
Des deutschen Bauern Weib (Grosse) 97
Der Mond (Kiesgen) 79
Deutscher Schildgesang (Wieser) 15
Deutsche Bräute (Miller) 97
Deutsche Heerfahrt (Sternberg) 22
Deutsches Reiterlied (Krapp) 78
Deutsches Wesen (Kralik) 46
Deutschlands Frauen (Kiesekamp) 95
Die Aussaat (Sternberg) 52
Die Chimäre (Kralik) 64
Die Glocke zu Gent (Wieser) 135
Die Insel des Krieges (Wieser) 36
Die junge Witwe (Kiesgen) 99
Die Kathedrale von Reims (Schaukal) 143
Die Meeresbraut (Heemstede) 141
Die Räder rollen (Heemstede) 93
Die Sieger (Herbert) 130
Die Tiroler Kaiserjäger (Willram) 75
Die toten Reiter (Willram) 125
Eine Kapuzinerpredigt (Wieser) 171
Einem Verwundeten (Kiesekamp) 126
Ein Wiegenlied (Müller) 113
Emden I und II (Wieser) 151
England träumt (Lissauer) 68
Es ist mir wie ein böser Traum (Moos) . . . 51

Seite

Es steht die Schlacht (Heemstede) 169
Franz Ferdinand und Sophie (Koch) 74
Gebet an der Kathedrale zu Reims (Pöllmann) . 144
Gedanken und Stimmungen (Müller-Rüdersdorf) 16
Gloria Viktoria (Kralik) 70
Haßgesang gegen England (Lissauer) 66
Heldenantwort (Moos) 45
Heldenblut (Sternberg) 20
Herbst im „Felde" 1914 (Wieser) 54
Jagdlied (Falke) 77
Japan (Kralik) 67
Ich hatt' einen Kameraden (Wieser) 126
Im Dienste des Roten Kreuzes (Lindolf) 117
In Flandern (Franke) 133
In Gottes Namen (Kralik) 17
Jungfer Lüttich (Pöllmann) 131
Kaiserlied (Schaukal) 26
Kiautschou (Wagner) 169
Kriegsgebet (Wieser) 33
Kriegslied deutscher Bauern (Müller-Rüdersdorf) 52
Kriegszuversicht (Raymunda) 35
Maria vom Rosenkranz (Miller) 111
Mein Volk (Kranich) 23
Mütter (Franke) 98
Nicht Feind mehr — Bruder du (Heemstede) . . 116
Österreichs Gruß an Deutschland (Kralik) . . . 42
Österreicher Lied auf Serajewo (Miller) 47
Reiterlied (Falke) 77
Reservespital-Staatsgymnasium, Linz (Handel-Mazzetti) 155
Schlachtensymphonie (Moos) 19
Sühne (Kralik) 23

Seite

Tanzlied (Falke) 76
Unsere Feinde (Kiesgen) 65
Unter den Wellen (Wieser) 148
Verlustlisten (Krapp) 121
Vier Herrscher (Kiesgen) 30
Vier Kinder (Miller) 54
Vor der Waffenschmiede (Kiesgen) 43
Weihnachtsbrief (Franke) 170
Während der Schlacht (Sternberg) 168
Wofür sie starben (Eschelbach) 122
Zeppelin (Wieser) 132
Zwischen See und Sumpf (Pöllmann) 154

Deutscher Schildgesang.

Und steht wider uns eine Welt in Wehr, Hurra!
Je mehr der Feinde — je größer die Ehr'! — Hurra!
Mit Sang und fliegenden Fahnen hinaus,
so stürzen wir uns in das Schlachtengebraus.
Hurra! Hurra! Hurra!

Wir ziehen gewappnet an Seel' und Leib, Hurra!
Wir kämpfen und bluten für Kind und Weib, Hurra!
Und fließt auch das Blut auf den Rasen so rot,
wir kämpfen als Helden bis in den Tod.
Hurra! Hurra! Hurra!

Gott schützet und schirmet den deutschen Mann, Hurra!
Er streitet mit uns, er zieht uns voran, Hurra!
Drum schlägt uns so mutig das deutsche Herz,
drum schlägt so gewaltig das rächende Erz.
Hurra! Hurra! Hurra!

Zum Sieg und zum Tode geht der deutsche Soldat, Hurra!
Er zählt nicht den Feind und die feindliche Stadt, Hurra!
Es gibt auf der Welt nur ein einziges Meer,
es gibt auf der Welt nur ein deutsches Heer.
Hurra! Hurra! Hurra!

Lebt wohl ihr Lieben und klaget nicht lang, Hurra!
Es macht uns die feindliche Kugel nicht bang, Hurra!
Wir siegen und kehren als Helden zurück
und bringen aufs neu' euch der Freiheit Glück.
Hurra! Hurra! Hurra!

Seb. Wieser.

Gedanken und Stimmungen aus Kriegstagen.

Der beste Erzieher.

Des Friedens Segen reift aus heil'gem Streit,
und unsrer Herzen, unsrer Geister
bewährter, unerreichter Meister
ist eine kampfdurchstürmte große Zeit.

Neue Bahnen.

Auf dem Heldengrund der Ahnen
schufen wir uns neue Bahnen,
pflanzten junge Siegeskraft;
streben nun in schwerstem Wagen
frisch nach neuen Ehrentagen
altbewährter Ritterschaft.

Deutschlands Lehrern.

Die ihr treu dem Jungvolk euch geweiht,
ackernd auf dem Felde stiller Taten,
Segen euch, nun Deutschlands Scheuern füllt
reich die große Ernte eurer Saaten!

Riesezählig, unerschöpflich.

Sturmflutmächtig auf die Feinde
stürzt euch brausend, deutsche Wellen!
Riesenzählig, unerschöpflich
strömen eure Quellen.

Geduld.

Nicht zu viel fragen in bangem Erharren
dessen, was kommen und werden will! —:
Stromfluten wachsen aus heimlichen Quellen,
schlagende Wetter entfalten sich still.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

In Gottes Namen.

In Gottes Namen drauf und dran!
Nun geht das höchste Ringen an,
das unsre Welt je hat geschaut;
vom Krieg hallt Meer und Erde laut.
Da heißt es Mut zu fassen
und alle Furcht zu lassen.
Uns geht ein neues Leben auf:
In Gottes Namen drauf!

Für Kaiser und für Vaterland,
zur Sühne für Franz Ferdinand,
zur Sühne für verruchte Tat,
für arge Untreu und Verrat
sind wir ins Feld gezogen,
von hohem Mut bewogen.
Nun hört sich jede Langmut auf:
In Gottes Namen drauf!

Herr Gott, wir stehen hier vor dir!
Für Recht und Wahrheit kämpfen wir;
die Feinde aber streiten dort
für Hinterlist und Meuchelmord.
Wir führen deine Sache.
Es gilt gerechte Rache.
So nehme denn das Recht den Lauf:
In Gottes Namen drauf!

Heil Österreich! Wie regt es sich!
Die ganze Welt schaut jetzt auf dich.
Du gibst der Welt das stolze Wort,
die andern Völker tragen's fort:

Das ſtolze Wort heißt Ehre
und heldenhafte Wehre.
Das Leben ſteht dafür in Kauf:
In Gottes Namen drauf!

O Vater, Mutter, Weib und Kind,
ihr Lieben, die zu Hauſe ſind,
habt keine Angſt: wir kommen gleich.
Erſt aber gilt es Öſterreich.
Das Ende der Gefährden
muß Sieg für Öſtreich werden!
Wär' noch ſo groß der Feinde Hauf':
In Gottes Namen drauf!

Und bringen wir mit gutem Glück
die Fahnen ſiegbekränzt zurück,
dann blühe, aller Ehren reich,
du altes edles Öſterreich,
in Freude und in Frieden,
im Ruhm, der dir beſchieden!
So machen wir denn jung und alt
in Gottes Namen halt!

Von dieſer großen Zeit fürwahr
erzählen wir noch manches Jahr.
Wir waren allzuſamm' dabei,
wir machten Öſtreich ſtark und frei.
Hoch ſollen alle leben,
die uns den Sieg gegeben.
Dann ſoll ein Friede allgemein
in Gottes Namen ſein!

Richard v. Kralik.

Schlachtensymphonie.

So klang auf Erden keine Melodie, —
gewaltiger ward nie der Takt geschlagen
wie zu der großen Schlachtensymphonie,
die durch Europa braust in diesen Tagen.
Jehovah selber lenkt den Riesenchor,
das weite Schlachtfeld wird zur Kathedrale,
dumpf und erschütternd steigt der Klang empor
und wächst und schwillt zu rauschendem Chorale.

Das Hohelied von Freiheit, Waffenruhm,
braust nun gen Himmel, wie auf Sturmesschwingen,
das Lied voll Kraft und Mut und Heldentum,
in dem die Völker um die Palme ringen.
Kanonen donnern ihren Kontrebaß
in wucht'gen Rhythmen krafterfüllt dazwischen,
Granaten dröhnen ohne Unterlaß,
indes ihr Eisenlied die Kugeln zischen.

Wie der Posaunenklang von Jericho
erschallt es dumpf in kurzen Intervallen,
die Mörser brüllen ihr Fortissimo,
und Mauern wanken, stolze Festen fallen.
Und immer wilder tobt der Töne Macht,
und immer lauter schmettern die Signale . . .
Es stirbt der Tag. — Verschleiert naht die Nacht
und spricht voll ernster Hoheit ihr Finale. —

Welch ein Konzert! Erschauernd lauscht die Welt,
es lauscht der Krieger noch in Todesschmerzen,
ob von den Höh'n die Sieg'sfanfare gellt,
und angstvoll lauschen Millionen Herzen. —

Es lauſcht das Volk vom Belt bis an den Rhein,
ob ſiegesfroh vom Turm die Glocken klingen.
All-Deutſchland Heil! Der Sieg muß unſer ſein,
den Friedenspreis — wir werden ihn erringen.

Joſephine Moos.

Heldenblut.

Hörſt du die Bäche rieſeln zur Nacht?
Das iſt das Blut, das heimwärts rinnt
von feindlichen Bergen nach ſtürmiſcher Schlacht,
wo die Helden des Volkes gefallen ſind.

Es fließt im Mond von Helm und Stahl,
bis Bächlein ſich in Bächlein ſchlingt:
Von Prinzen und Bauern, Rekrut, General
das Herzblut wandert zuſammen und ſingt.

Bald ſind alle Wurzeln rot im Land;
und heiligen Boden fühlt der Fuß.
Die Witwen tragen kein Trauergewand;
und die ſich nicht kannten, tauſchen den Gruß.

Die gaben den Gatten; die gaben das Kind.
Ihr Blut kreiſt mit durch Volk und Land . . .
Es rinnt durch die Adern des Reiches und rinnt,
pulſt Haus an Haus und Wand an Wand . . .

Leo Sternberg.

Der Feldſoldat

Ballade.

Hoch am Gewehr den Blumenſtrauß,
ſo zogen feldgrau wir hinaus.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Der Weißdorn trug ſchon rote Beer'n;
wann werden wir wohl wiederkehrn?

Durch manche Stadt marſchierten wir,
in manchem Dorf quartierten wir;
an manchem Friedhof ging's vorbei,
der Kreuze ſtürzten viel entzwei.

Der graue Rock iſt worden fahl,
das Feld liegt wüſt und welk und kahl;
an einem langen Maſſengrab
ſtelzt eine Krähe auf und ab.

Wo einſt der Weißdorn hold geblüht,
da wird nun rotes Blut verſprüht;
aus einem ſchwarzen Trümmerherd
ſtiert ein verlaſſ'nes Wiegenpferd.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
von Frieden träumt die Chriſtenheit,
den Menſchen all'n zum Wohlgefall'n;
wir hören die Kanonen knall'n.

Wohl ſchickt die Heimat Liebesgab'n,
wir freu'n uns drauf im Schützengrab'n;
es friert die Haut, es knurrt der Darm,
ums Herze aber iſt uns warm.

O Weißdorn mit den roten Beer'n,
was wird der Frühling uns beſcheer'n?
Das alles ruht in Gottes Hand;
wir bluten gern fürs Vaterland.

Richard Dehmel.

Deutſche Heerfahrt.

Auf bekränzten Kanonen,
auf den Dächern von liederbeſchrieb'nen Waggonen,
aus denen die ſtaunenden Köpfe der Pferde ſchaun,
fahren wir helmeſchwenkend durch die deutſchen Gau'n.
Die Feldbecher ſchöpfen aus Eimern den Wein;
mit Pfirſichen füttern wir die Pferde.
O, deutſche Erde,
um dich wird unſer Blut nicht vergebens vergoſſen ſein!
Wie Tempel liegen die klaren Länder
mit gold'nen Ernten ... Die Bäume brechen
von ihrer Früchte Laſt ... Es haben Heiligenſchänder
Brandfackeln in Tempel geworfen, in unſer ſchuldloſes Schaffen:
Die Völker ſind reif zum Tod — ſie fühlen kein Verbrechen!
Uns aber leuchten nachts die Lanzenſpitzen ... Die Waffen
an unſrer Hüfte fangen an zu glühn.
Die Roſen göttlichen Zorns auf unſren Wangen blühn.
Das ganze Vaterland durchkreiſt ein Strom,
davon ſich unſre Sehnen mit Rieſenkräften ſtraffen
zum Kampf gegen Sodom,
die vertierte Welt!
Verhöllt
ſind Nähe und Fernen ...
Sie ſtürzten ſich feuerſchleudernd von den Sternen
und wollen mit Peſtkeimen, Bomben und Giften
und Königsmord einen feigen Krieg anſtiften,
der ſchon vor Gott verloren iſt.
Wir aber fahren zur Schlacht als wie zu Tanz und Feſt;

daß du es biſt,
Deutſchland, das Gott für ſeine Sache kämpfen läßt!
Schon donnern die Kanonen an den Grenzen.
Pontons und Kraftwagen, Flieger und Feldküchen glänzen
auf rollenden Bahnen . . .
Bald fliegen die Fahnen!
Das Himmelslicht
zieht auf, das mit der Hölle ficht.
— All unſre Stirnen ſtrahlen von unſichtbaren Kränzen.

Leo Sternberg.

Mein Volk.

Mein Volk, du haſt dich groß gezeigt,
dein Mut, er wuchs mit der Gefahr;
drum hat ſich Gott zu dir geneigt,
ſein Schwert, es ſchlug der Feinde Schar.

Die Liebe war dein Schildgeſang.
Mit Donner und Drommetenton
es zitternd durch die Herzen klang:
Wir ſind der einen Mutter Sohn!

Das Blut, mir brennt es lichterloh,
auf Stirn und Wangen Flammenſchein:
Der Deutſchen Liebe bin ich froh
und ſtolz, ein deutſcher Mann zu ſein!

P. Timotheus Kranich. O. S. B.

Sühne.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
hört das neue Kriegsgewitter
donnern bis in ſeine Ruh'.

Aus Sankt Stephans Gruftkapelle
ſchwebt ſein Geiſt zur Tageshelle,
ruft uns tapfre Worte zu.

Hört auf Straßen, Plätzen, Hallen
neu ſein Heldenlied erſchallen,
wie's noch nie ſo jubelnd klang!
Hört die Banner Öſt'reichs rauſchen;
und die ganze Welt muß lauſchen
ſolchem Wort und ſolchem Sang.

Heldenſinn und Heldenlieder,
die zu lange lagen nieder,
wecken uns zu kühn'rer Tat.
Wieder wie zu dreien Malen
ſeht als Ziel des Liedes ſtrahlen
Stadt und Feſtung Belgerad!

Öſt'reichs Heil und Öſt'reichs Ehre,
ſeine Kraft und ſeine Wehre
ſtanden nie in beſſ'rer Hand.
Mit uns fordern heil'ge Mächte
nur das Gute, das Gerechte:
Sühne für Franz Ferdinand!

Öſt'reich, folge deiner Sendung
zu des Völkerrechts Vollendung
ſo im Frieden wie im Streit!
Öſtreich-Ungarn über alles!
Hoch bis zu den Sternen ſchall' es:
Öſterreich! Gerechtigkeit!

Richard v. Kralik.

Der Kaiser ruft.

Der Kaiser ruft sein Heldenheer.
Wie Donner rollt's vom Fels zum Meer.
Die Glocken steigen aus dem Turm
und läuten in den Herzen Sturm:
Mein Vaterland, du deutsches Land,
dir bleib' ich treu mit Herz und Hand!

Der Kaiser ruft. Das Schwert heraus!
Wer bliebe da noch träg zu Haus!
In meinen Adern singt das Blut,
das klingt wie Hämmern in der Glut:
Mein Vaterland, du deutsches Land,
dir bleib' ich treu mit Herz und Hand!

Der Kaiser ruft. In Not und Tod
vertrauen wir aufs Morgenrot.
Nach heißen Siegen kommt der Tag,
wo man vom Frieden reden mag.
Mein Vaterland, du deutsches Land,
dir bleib' ich treu mit Herz und Hand!

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Der Kaiser.

Auf einmal Schweigen über der Welt . . .
Mit angehalt'nem Atem ringsumher
die Völker . . . Die Bahnen, die Tag und Nacht rollten,
rollen nicht mehr.
Wie von der Erde eingeschluckt, verschwand
das große Heer . . . Von unsichtbaren Waffen starrt
das Land . . .
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Die Tage gehn auf; das Mondlicht fällt ...
Vereinsamt plätschert der glatte, dampferlose Rhein.
Alle Augen wandern zum andern Ufer, ob drüben nicht Flammenschein
aufgrellt; alle Ohren warten auf das Donnerrollen
ferner Kanonen; alle Herzen beben hoch geschwollen...
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Würfel fällt.
Weit in die Steppe verkroch sich schon der schuldige Zar.
Die Lügenkabel sind zerschnitten... Der britische Barbar
sucht Schutz bei seinen Henkern ... Es beten für uns die Moscheen
im Morgenland... Geheimnisvolle Weissagungen von Reichen, die kommen, und Reichen, die gehen ...
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Stellvertreter Gottes schied aus der Welt;
aushauchte der Papst. Nun ist auf der Erde niemand mehr,
das Banner des Herren zu tragen als das heilige Heer,
das gegen Horden von ruchlosen Völkern ficht;
und wir haben keinen andern Bundesgenossen als Gott;
sein ist das Gericht!
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Leo Sternberg.

Kaiserlied.

(Zum 18. August 1914.)

Der des Friedens grüne Reiser
dicht um seine Krone wand,
unser lieber, alter Kaiser
hält das Schwert in seiner Hand.

Hat zum Kampf ſein Volk gerufen
wider falſcher Feinde Wut:
Auf des Thrones weiße Stufen
ſpritzte feiger Frevel Blut!

Was ſich zögernd ſonſt geſellte,
hat die Rache raſch geeint:
Öſterreich, das zornerhellte,
zeigt ſich dem entſetzten Feind.

Richard Schaukal.

Das gold'ne Wort.

„Nichts, was uns ſcheide, was uns trenne,
Parteien geb' es nicht hinfort,
nur Deutſche ſind es, die ich kenne!"
Der Kaiſer ſprach's, das gold'ne Wort.

„Daß uns in Not und Tod vereine
ein feſtes, brüderliches Band,
biet' ich die Hand — ſchlagt in die meine
herzfreudig ein zum Unterpfand!"

„So ſei's!" erbrauſt's im Widerhalle
von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus,
„ein hoher Glaube eint uns alle,
zu gleicher Arbeit ziehn wir aus.

„Alldeutſchland hoch! Das Recht muß ſiegen,
ſo lautet unſer Credo heut,
und keiner läßt die Arbeit liegen,
bis alle Feinde ſind zerſtreut.

„Dann, wenn des Sieges Fahnen wehen
und aller Hader ſchweigt und Streit,
dann wird aus blut'ger Saat erſtehen
das Reich in alter Herrlichkeit!"

Leo T. v. Heemſtede.

Das deutſche Kriegslied 1914.

All Heil! Hoch ſteigt der deutſche Aar,
hoch Öſtreichs Doppelaar!
Öſtreich und Weſtreich immerdar
ein deutſches Bruderpaar!
Hurra, hurra die Flaggen wehn,
ſchwarz-gelb und ſchwarz-weiß-rot!
Gen alle, alle Welt wir gehn
in Kampf, zu Sieg und Tod!
In Oſt und Weſt, in Weſt und Oſt,
wir trau'n, — viel Feind, viel Ehr', —
auf unſern alten Gott getroſt,
der Herr iſt unſre Wehr
Hurra!

Sie häuften frechen Hohn und Lug
auf unſeres Namens Schild,
bis jäh herauf die Flamme ſchlug,
ein Feuer, heiß und wild
auf euer Haupt, — ihr habt's gewollt, —
kommt ſchrecklich Brand und Krieg!
Der blut'ge Eiſenwürfel rollt
und unſer iſt der Sieg!
In Oſt und Weſt, in Weſt und Oſt,
wir trau'n, — viel Feind, viel Ehr', —

auf unſern alten Gott getroſt,
der Herr iſt unſre Wehr
Hurra!

Ein heiliges Feuer frißt und fegt
weg welſchen Tand und Schein;
was heute Herz und Hände regt,
iſt wieder deutſch und rein.
Stürmt an von Oſt, ſtürmt an von Weſt,
wir wägen blutigen Lohn;
doch dir zumeiſt, dir Höll' und Peſt,
perfides Albion!

In Oſt und Weſt, in Weſt und Oſt,
wir trau'n, — viel Feind, viel Ehr', —
auf unſern alten Gott getroſt,
der Herr iſt unſre Wehr
Hurra!

Mit reiner Hand, mit reinem Mund
zum großen, heiligen Krieg!
Geſchlagen hat der Rache Stund';
hoch, hoch! Flieg', Adler, flieg'!
Noch klingt wie eh' das deutſche Schwert,
wie Gottes Blitz ſein Licht.
Drein wie Sankt Michel Deutſchland fährt,
wir halten Weltgericht!

In Oſt und Weſt, in Weſt und Oſt,
wir trau'n, — viel Feind, viel Ehr', —
auf unſern alten Gott getroſt,
der Herr iſt unſre Wehr
Hurra!

Ernſt Thraſolt.

Vier Herrſcher.

„Nach Moskau bringt mich,“ flehte der Zar,
mein Leben, mein Leben zu ſchonen!
Es ſchreckt mich nachts der Schrei des Aar
und am Tag das Gebrüll der Kanonen.“

Und in Paris der Präſident
verlor all ſeinen Frohſinn:
„Schnell, Kutſcher! Deutſche Bomben! Es brennt!
die Regierung muß nach Bordeaux hin!“

Der König Georg ſprach: „Lauft ihr!
Ich bleibe hübſch an der Themſe.
Ich ergötze mich am Krieg von hier
und handhabe Steuer und Bremſe.“

Doch Kaiſer Wilhelm rief: „Ins Feld!
Heraus, mein Schwert, aus der Scheide!
Mein treues Volk ficht gegen die Welt,
da wär 'mir die Raſt zum Leide.“

So reiteſt du kühn und ſtolz vor der Front,
Wilhelm, du herrlicher Kaiſer!
Vom Siegesglanze überſonnt
und am Helm die Lorbeerreiſer.

Du führſt dein Volk im heiligen Krieg,
in der Sonne leuchtender Klarheit,
und führſt dein Deutſchland von Sieg zu Sieg;
denn Sieg wird dem Recht und der Wahrheit!“

Laurenz Kiesgen.

Das deutſche Herz.

„Sagt an, mein jüngſter Leutenant,
vom Schlachtentod umwettert,
was tätet Ihr, wenn Euch ein Schuß
das rechte Bein zerſchmettert?"
„Mein Obriſt, dieſes meld' ich an:
Wird mir ein Bein vom Leib getan,
ſo will ich mit dem linken
allein zum Sturme hinken!"

„Sagt an, mein jüngſter Leutenant,
wie wolltet Ihr es halten,
wird Euch auch noch das linke Bein
im Feld der Schlacht geſpalten?"
„Und fällt mir auch das andre Bein,
ſo renn' ich mit dem Rumpf allein.
Klag' nicht: daß Gott erbarme!
Ich hab' ja noch zwei Arme!"

„Sagt an, mein jüngſter Leutenant,
was wollt Ihr aber machen,
tät Euch das Blei den rechten Arm
zerſplittern und zerkrachen?"
„Und fällt von mir die rechte Hand,
ſo fliegt die Linke flinkgewandt,
zum ſcharfgeſchliff'nen Degen!
Hurra! Dem Feind entgegen!"

„Sagt an, mein liebſter Leutenant,
was wolltet Ihr beginnen,
wenn auch vom Stumpf der linken Hand
Blutbächlein ſpringen und rinnen?"

„Und rinnt mein Herzblut rot und warm
auch noch aus meinem linken Arm:
Zum Sturmanfeuern taugen
dann noch zwei heiße Augen!"

„Sagt an, mein lieber Leutenant,
was wollte Euch noch nützen,
wenn ewigblind vom Feindesblei
die Augen nimmer blitzen?"
„Mein Obrist, das ist längst bedacht:
Sind meine Augen auch in Nacht,
so wird mein Mund doch gellen:
Marsch, marsch! Hurra! Gesellen!"

„Sagt an, mein liebster Leutenant,
was wolltet Ihr anheben,
wird Euch der Mund vom Schuß zerschellt?
Was wolltet Ihr noch geben?"
„Und wird mein Mund vom Schuß zerschellt,
mein Rufen immer eingestellt,
so schlägt in Front und Flanken
mein Herz noch ohne Wanken.

Sein letzter Schlag heißt: Gott mit uns
und unsern Brüdern allen!
Feinslieb fahr' wohl! Mein Mütterlein,
meld': Bin vor'm Feind gefallen.
Als Letztes steht auf Lippen bleich:
Deutschland hurra! Heil, Österreich!
Und über den Hügel sollen
drei Salven zum Himmel rollen!"

Fr. Schrönghamer-Heimdal.

Kriegsgebet.

Ich hab' mein Schwert entzündet, o Herr,
an deines Blitzes gerechtem Strahl;
ich hab' meinen rächenden Stahl
geholt im Bergwerk deiner Rache, o Herr!
Und meine ganze Kraft
ſtell' ich zur Wehr,
daß den Sturm der Feinde ſie niederrafft.
Laß deinen Blitz nicht erkalten!
Laß deine Rache walten!
Ein heiliger Zorn durchzittert das Land,
und Berge und Herzen flammenumloht
künden den rächenden Tod.
Du, Herr, ſchütteteſt Feuer ins Land,
daß wir es ſchleudern, weit,
mit wuchtiger Hand,
auf der Feinde Treuloſigkeit.
Laß dein Feuer brauſen und zünden
und deine Rache verkünden!
Die Wunde, die der Feind uns ſchlägt,
die ſchlägt er dir. — Er ſchlüg aus der Hand
dir der Rache rächenden Brand,
erlahmte der Arm, der den Treuloſen ſchlägt.
Sieh, Herr, es fließt das Blut,
und Tauſende hingefegt,
reißt vom Herzen uns die raſende Flut.
Laß die Gerechten nicht umſonſt verbluten!
Schlage den Feind um uns mit ſtrafenden Ruten!
Tröſtend biſt du, Herr, uns ſchon genaht;
vor deinem Schritt kann niemand widerſtehn.
Wir ziehn mit dir! — Laß uns den Frieden ſä'n

mit Blut und Feuer, Herr, wo du genaht;
die Scholle gräbt das Schwert,
sobald vollendet die Mahd,
und Friede sprieße über der neuen Erd'.
Der Friede kam, als du am Kreuz verblutet;
der Friede komm', wenn unser Blut verflutet!

Seb. Wieser.

Aus der Mobilmachungszeit.

Hochsommertag. Die Morgensonne
steigt golden aus der Tief' empor,
mit ihrem ersten Strahl zerstreuend
der leichten Nebel Silberflor.

Der stille Wald, die weite Heide
erglüh'n in lichter Blüten Pracht,
und auf den segenschweren Garben
blitzt demantgleich der Tau der Nacht.

Noch schweigt das Leben, kein Gelärme
hat diese stille Welt berührt,
im sanften Wehn der Morgenlüfte
den Odem Gottes sie nur spürt.

Ein Bauer tritt aus seinem Hofe,
die blanke Sense in der Hand,
der Schnitt der letzten Roggenbreite
harrt seiner noch am Heiderand.

Da steigt ein rauchgewirbelt Wölkchen,
ein dumpfes, schweres Rollen klingt,
Trompetenstoß und schrilles Pfeifen
die Feierstille bang durchdringt.

In endlos langer Wagenreihe
brauſt ungeſtüm ein Zug heran,
an allen Fenſtern, allen Türen
in ſtolzer Ruhe Mann an Mann.

Der Kriegsruf hat ſie jäh geriſſen
aus ihres Hauſes ſtillem Glück,
und dennoch ſchaut verzagend keiner
auf das verlaſſ'ne Heim zurück.

Es geht mit Gott ja für den Kaiſer,
mit Gott fürs ganze Vaterland,
und „Deutſchland, Deutſchland über alles"
hallt's jubelnd bis zum Waldesrand.

Der Bauer ſteht entblößten Hauptes,
die Senſe ſchulternd wie 'n Gewehr,
und betet ſtill ein Vaterunſer
für Deutſchlands kampfgemutes Heer.

A. Jüngſt.

Kriegszuverſicht.

Rechts und links droh'n unſre Feinde.
Deutſches Herz, hinauf!
Droben iſt ein Bund'sgenoſſe
überm Sternenlauf.

Halte Frieden mit dem einen
in dem Kriegsgetos!
Und dann fürchte keinen Schrecken,
ob er noch ſo groß.

Steht auch eine Welt in Waffen
wider uns gekehrt. —
Gott mit uns — und wir beſtehen,
uns wird Sieg beſchert.

M. Raymunda.

Die Inſel des Krieges.

Ein Märchen von Seb. Wieſer

Ein weites, ſumpfiges Land, nie vom Fuße eines Sterblichen betreten, dehnt ſich hin zwiſchen Meer und Meer, eine öde, unheimliche Inſel. Kein Fröhlicher wagt ſich an die dräuenden Ufer; ſcheu ſuchen die Schiffe im weiten Kreiſe ihren Weg um dieſe Inſel herum. Nebel und Schatten decken das Sumpfland, kein Baum, keine Blume, keine Frucht gedeiht — überall Tod und Einſamkeit, kein Lied, kein frohes Jubeln ertönt. Nur in tiefſter Nacht beginnt die Inſel zu erbeben von klirrendem Getöſe, von erſterbendem Röcheln und ſchmerzlich aufgurgelndem Gewieher, als tönte dort noch das Echo von hundert geſchlagenen Schlachten.

Auf dieſer Inſel wohnt der Krieg, träg und gierig lauernd wie ein Ungeheuer, tief im Sumpfe verſteckt. Die Zeit iſt an dieſer Inſel vorübergegangen. Noch nie hat es dort ein Heute und Geſtern gegeben.

Eine Sage ſchleicht auf morſchem Kahne um dieſe Inſel herum und murmelt geheimnisvoll von böſen Menſchen, die immer wieder verſuchen, an dieſe Inſel heranzukommen und das Ungeheuer aus dem Sumpfe zu locken. Die Sage ſchleicht und ſchleicht und ſpäht und ſenkt leiſe die Ruder in die träge, ſchmutzige, blutleuchtende Flut.

Auf einmal hebt ſie das Haupt und läßt die Ruder fallen. Im Nebel taucht ein Schiff heran, eine ſchwarze Fahne bewegt ſich leicht: „Mord“ iſt der Name des Schiffes. Langſam und vorſichtig naht das Schiff der Inſel, die nunmehr dunkle Geſtalten betreten. Wie ſieben Diebe ſchleichen ſie an die Ufer heran, um flüſternd ſich zu beſprechen. An ihren Stirnen leuchtet das Kainszeichen, denn ſie ſind alle Mörder. Unter ihren wallenden Mänteln halten ſie Dolch und Gift verborgen.

Sie enthüllen ihre Häupter: Schlangen- und Tigerblicke begegnen ſich.

„Der Mord iſt gelungen“, ſagt der eine.

„Der Mord iſt prächtig gelungen“, wiederholen die andern.

Sie werfen ſcheue Blicke über die Inſel.

„Ob er ſchon davon weiß?“ frägt beſorgt der Lange, Hagere mit glattem, bartloſem Geſichte. „Ganz England jubelt; ob das Echo dieſes Jubels ſchon herüberklang zu dieſer Inſel?“

Da bebt die Inſel, der Boden wankt, die ſieben Männer umklammern ſich, als wollten ſie ſich retten vor jähem Verſinken. Zu gleicher Zeit klirrt es wie tief im Sumpfe; Roſſegewieher und Todesröcheln tönt dazwiſchen.

„Er weiß davon!“ triumphieren alle Sieben. Dann nimmt der Hagere, Glatte das Wort:

„Ferdinand iſt tot; ſeine Gemahlin iſt tot; es lebe der Held der Tat!“

„Er lebe!“ kommt es ſechsfach zurück.

Einer ſchreit am lauteſten; er wohnt ſonſt in einem Palaſte, am Donauſtrand; Mörderblut fließt in ſeinen Adern.

Dann brummt und knurrt einer, der eine Krone trägt im ſchwarzen Haar: „Recht ſo! Kinderlein, folget alleweg eurem Väterchen! Sie ſind tot — Wilhelm ſoll ſterben!"

„Er ſoll ſterben!" kräht wie ein Hahn die kleine, dicke Geſtalt mit dem Knebelbart. „Rache dem Barbaren! Ich will Zepter und Schwert in den Rhein tauchen, und der Rhein ſoll überſchäumen vom Blute der Erſchlagenen! Tod dem Imperator!" Der Lange, Hagere lacht hinterliſtig und zufrieden.

„Meine Herden will ich weiden in Bosniens Fluren und dazu meine Laute ſpielen", ſpricht ſingend und gemütvoll ein ſchon Bejahrter, ein Krönlein über der Schläfe.

Da drängt ſich wie eine Katze ein zwerghafter Mann durch die Reihe; ſein runder Kopf ſcheint ſich vom Rumpfe trennen zu wollen, als er mit quickſendem Stimmlein fragt:

„Wollt ihr mir nichts überlaſſen zum Stehlen? Behaltet euch dann Europa, bis ich wiederkomme — ich ſuche mir mein Anteil in Aſien."

Der Große, Hagere, offenbar der Führer der ganzen Gruppe, geht nunmehr zurück zum Schiffe und nach einigen Minuten treibt er vor ſich her einen Gefeſſelten:

„Mein Sklave vom Nil", ſagt er ſpöttiſch. „Er ſoll ſchweigen wie eine Sphinx und gehorchen, wie ein Schuft gehorcht!"

„Befehle uns, Sohn und Gebieter Albions; wir alle gehorchen!"

Und alle neigen ſich neben dem Sklaven zur Erde.

„Mich, bitte ich, wollet nicht vergeſſen!" fleht einer der Jüngſten. „In Flandern harrt die Glocke, der Welt unſern Sieg zu verkünden!"

„Keiner ſoll vergeſſen ſein — — —“

Wiederum bebt und ſchwankt die Inſel. Das Geklirr kommt näher, denn das Ungeheuer Krieg hat vielfüßig ſich zehn Meilen weit herausgearbeitet aus dem Sumpfe gegen das Ufer hin.

Die dunklen Geſtalten horchen hin. Erſt wagen ſie kein Wort. Dann aber legt der Hagere ſeine großen Hände an den Mund und ſchreit: „Krieg! Krieg!“

Ein gräßliches Echo gibt Antwort. Der Boden zittert, die Wogen des Meeres ſteigen hoch empor und legen die unterſten Tiefen bloß.

„Krieg — — Krieg!“

„Rufet auch ihr!“ befiehlt der Führer.

Alle, auch der Gefeſſelte, gehorchen:

„Krieg! Kri—i—ieg!“

Nun ſind die Feſſeln der Elemente geſprungen. Der Sturm ſteht auf, die Meere brüllen, Wolken ſchlagen aneinander und deutlich vernehmbar iſt der ſchlürfende, kriechende, doch eilige Gang eines Ungeheuers — des Krieges.

Die Sage in ihrem morſchen Kahne verſinkt in der Tiefe, als der Krieg die letzten Schritte tut und nun ſeine acht gräßlichen Häupter emporſchnellt vor den bleichen Männern.

„Ihr rufet mich — ich bin gekommen!“ dröhnt es aus achtfachem Rachen. „Was wollt ihr?“

Der Hagere nimmt kühn das Wort:

„Wir haben einen Feind — und der muß ſterben! Hilf uns!“

„Wer iſt der Feind?“

„Er iſt's, der Deutſche! Habsburg und Hohenzollern ſind's!“

„Was haben sie euch Böses getan?"

„Daß sie leben, ist ihre böseste Tat! Sie wollen nicht Sklaven sein, ist die nächste!"

So spricht der Engländer.

„Sie haben mich besiegt, und das will ich rächen; sie sind noch Barbaren und glauben an einen Gott", kräht der Gallier.

„Und mir paßt die ganze Geschichte nicht", brummte der Zar. „Sie vereiteln stets meine Pläne, die über die Grenzen meines Reiches wandern wollen."

„Ich will mich nicht strafen lassen dafür, daß ich den Habsburger tötete", kreischt der Serbe.

„Ich denke wie Zar, mein göttlicher Zar", singt Nikita.

„Und du?" fährt das Ungeheuer den Belgier an.

„Ich weiß nicht, warum", stottert dieser.

„Und der?" — Zornig weist der Krieg nach dem Gefesselten.

„Ich fürchte die Freiheit!" stöhnt der Ägypter.

Ungeduldig reckt der Japaner sich: „Siehst du mich nicht?"

Der Krieg wendet sich ab: „Selbstverständlich, daß du nicht fehlst! Kein Krieg ohne Spion! Und du bist Spion im Krieg und im Frieden! Heute schlägst du den Zar, morgen küssest du ihn! Gestern küßtest du den Deutschen — heute schlägst du ihn."

Der Kleine miaut zornig, aber hilflos.

Dann beginnt der Krieg wiederum: „Ihr habt mich gerufen — so sei's! Es gibt kein Zurück!"

Der Hagere und der Gallier knien nieder und flehen: „Herrscher, sag' uns, *wie* wir siegen werden! Was brauchen wir zum Sieg?"

Das Ungeheuer kriecht in das Meer und schnarrt dabei dreimal: „Lüget! Lüget! Lüget!“

Hierauf besteigen die ehrenwerten Männer ihr Schiff und fahren in das stürmische Meer hinaus. Das Ungeheuer folgt schwimmend, bis sie Deutschlands Grenze erreicht haben. Kaum haben sie alle das Land bestiegen neben einem hohen Felsen, als dieser laut tönend sich spaltet. Es ist, als hätte sich das Tor eines herrlichen Gartens geöffnet. Blau wölbt sich der Himmel, friedliche Seen liegen am Fuße leuchtender Berge. Im Hintergrunde funkeln Felder, dicht bestanden von Weizen und Korn, zierliche Reben wiegen sich im Windhauch — überall Friede und Fleiß.

Aus einem herrlichen Tempel reitet auf weißem Zelter der Friede; sein Anblick blendet die eindringenden Räuber, so daß sie ihre Augen zu Boden schlagen. Dem Frieden folgt ein Kaiserpaar, stolz und ernst. Blitzend grüßt ihr blankes Schwert selbst noch in der greisen Hand des Habsburgers. Auf schäumenden, kampfbegierigen Rossen folgten nun Könige und Fürsten, Prinzen und Adelige und dann eine endlose Schar begeisterter Männer und Jünglinge — Millionen und Millionen.

Tausende von Jungfrauen links und rechts singen das Lied vom Kreuze. Dann beginnt der Friede, zu den Kaisern und Königen gewendet:

„Ziehet ihnen entgegen! Sie wollen den Kampf! Ziehet mutig aus und schlaget sie! Ich will unterdessen in eurem Lande bleiben, bis ihr als Sieger wiederkehrt. Gott schütze euch!“ — —

Der Felsen schließt sich. Das Ungeheuer aber schreit aus achtfach geöffnetem Rachen: „Wo der Friede ist, kann

ich nicht ſein! Drum will ich bleiben in euren Ländern, bis ihr mich bittet, wieder auf meine Inſel zu gehen."

Die acht Köpfe trennen ſich — jeder für ſich ein Ungeheuer, und jeder ſucht ſich ſeinen Ort. —

Der Weltkrieg*).

Bald lauſchen wir verhaltnen Hauchs nach Oſten,
wo Rußland ſeinen Rieſenſturm erneut,
bald jubeln wir, daß ſchon Paris bedräut:
wir mögen keine andre Kunde koſten.

Was ſonſt uns wert war, laſſen wir verroſten.
Der Krieg iſt unſer Füllhorn: er nur beut,
was uns bekümmert, ſteigert und erfreut.
Wer nicht im Feld iſt, ſteht daheim auf Poſten.

Was keiner noch erlebte, niemand träumte,
das ungeheure Ringen von Millionen,
die Welt verwandelnd in ein wildes Morden:
es iſt der Inhalt unſres Tags geworden.
Wogegen ſich empört ſein Weſen bäumte,
darin hat ſich der Menſch gewöhnt zu wohnen.

Richard Schaukal.

Öſterreichs Gruß an Deutſchland.

Über Berge, Strom und Hügel
rauſcht auf tauſendfachem Flügel
Öſterreichs Gruß dem Deutſchen Reich.
Aus Millionen tapfern Herzen
ringt ſich's los in Luſt und Schmerzen:
Heil dir, Deutſchland, ruhmesreich!

*) Aus „Standblätter und Denkmünzen".

Alte Nibelungenlieder,
sie vereinigen nun wieder
Rhein und Donau, Donau, Rhein.
Tausendjähr'ge Heldentreue,
sie bewährt sich nun aufs neue
in des Rechtes Glorienschein.

Eine Lust ist es zu leben,
wenn sich treu die Hände geben
Brüder ohne Groll und Neid.
Was sich nie im Ernst gemieden,
soll nun fest zusammenschmieden
ein gerechter, heil'ger Streit.

Ja, ein Streit mit jenen Mächten,
die das Recht des Mords verfechten,
die bekämpfen gutes Recht,
die die Treue und den Glauben
nur zum Fälschen und zum Rauben
frech benützten schlau und schlecht.

Österreichs und Deutschlands Aare,
zu des Rechtes Hochaltare
fliegt empor, mit Macht vereint!
Kämpfer für die höchsten Güter
und gerechter Treue Hüter,
werft ihr nieder jeden Feind!

Richard v. Kralik.

Vor der Waffenschmiede.

Hei! Was sah ich im Vorübergehn?
Funken sprühten wie ein Sturzbach auf.
Neugiervoll ein Weilchen blieb ich stehn:
Räderschwung und schneller Steine Lauf.

Deutſche Schwerter! Feſt am blanken Griff
hielt die ſtarke Hand den ſchlanken Stahl.
Knirſchend, ſchmerzvoll ſchrie des Eiſens Pfiff
mir entgegen ſeine Not und Qual:

„Funkenblut verſpritz' ich nutzlos hier!
Taucht mich, ſenkt mich tief in Feindesblut!
Laßt mich funkeln in der Sonnenzier!
Lang lag ich in ſchlaffer Scheide Hut . . .“

Doch der Schmied hält feſter nur und lacht:
„Fein gedulde dich, du wildes Erz!
Deutſche Hand hat dich ja ſtark gemacht,
doch es bändigt ſich das deutſche Herz.

Aber ſieh! Das Herz wurd' bös genarrt;
ſein Vertrauen ward mit Gift genährt.
Hart iſt es geworden, felſenhart!
Und dir wird, was du ſo wild begehrt.

Aus der Scheide hell im Sonnenglanz
ſchwingt dich bald die deutſche Männerfauſt,
und du ſingſt zum Ruhm des Vaterlands
eine Weiſe, daß der Welt wohl grauſt . . .“

Und ein Greis mit feuchtem Aug' mir nickt:
„Schrecklich wohl, doch heilig iſt der Krieg!“
Doch ein Bub' mit Augen leuchtend blickt,
ruft: „Hei Schlacht! Und Waffenruhm! Und Sieg!“

Horch, im Volksgewühl welch friſcher Sang?
Truppen ziehen fort ins weite Feld.
Und noch lang der Gruß im Herzen klang:
„Deutſchland über alles in der Welt!“

Laurenz Kiesgen.

Heldenantwort.

Und in die helle Kriegsbegeisterung
traf ihn das Wort wie kalter Wetterstrahl:
„Freiwilliger, Sie sind noch viel zu jung,
und für den Heeresdienst ist Ihre Brust zu schmal!"

Da klang's von jungen Lippen kraftbewußt:
„Mag sein! Indes, für einer Kugel Flug
— deucht mir — ist keineswegs zu schmal die Brust,
und für das Kreuz von Eisen ist sie breit genug!"

J. Moos.

Da hat die Welt ihr Herz verraten.

Da hat die Welt ihr Herz verraten,
als sie das deutsche Herz verriet.
Als sie vergaß auf deutsche Taten,
auf deutsche Treu und deutsches Lied. —

Als sie die Unglücksflammen schürte,
den ungeheuren Weltenbrand,
und gegen uns die Völker führte —
ward Eisenfaust die deutsche Hand.

Es fuhr' empor auf Adlerschwingen
die heilige Vergangenheit,
und alle deutschen Stämme gingen
gleich einem Stamme in den Streit.

Da wurde wie mit einem Schlage
zu Männern unsrer Kinder Schar.
Da schritten opfernd ohne Klage
die Mütter hin zum Hochaltar.

Da ward das deutſche Schwert geſchmiedet,
Unüberwindlichkeit genannt.
Da ward der Fahnenſchaft genietet,
der nicht zerbricht. — Hoch — deutſches Land!

M. Herbert.

Deutſches Weſen.

Heil dir, Welt! An deutſchem Weſen
ſollſt du nunmehr ganz geneſen
und dein Siechtum fahre hin!
Deutſches Weſen iſt das Rechte,
iſt das Gute, iſt das Echte,
iſt der Menſchheit Hochgewinn.

Lernet deutſches Weſen, Franken,
die aus deutſchen Volkes Schranken
ihr gedrungen gegen Recht.
Euer Stolz iſt deutſcher Namen,
denn aus edlem deutſchen Samen
wuchs franzöſiſches Geſchlecht.

Ihr auch ſtammt aus deutſchem Kerne,
Briten, übers Meer zur Ferne
zogt ihr einſt von Deutſchland aus
nach Britannien und noch weiter;
wurdet ihr auch größer, breiter,
deutſch iſt euer Vaterhaus.

Ruſſen, eure rechten Pfleger,
die germaniſchen Waräger
machten euch zuerſt zum Staat.
Was ihr alle ſucht vergebens,
iſt ein Ausfluß deutſchen Lebens,
deutſcher Rat und deutſche Tat.

Deutſche, lernet deutſch zu werden,
denn ihr findet hier auf Erden
Höh'res wahrlich nicht als euch.
Eure mächt'gen deutſchen Eichen
wird an Hoheit nicht erreichen
alles ſonſtige Geſträuch.

An euch ſelber zu geſunden,
ſei nun endlich überwunden
jeder fremde falſche Schein.
Trinkt nicht mehr aus fremden Quellen
und zum Jugendborn, dem hellen,
ladet alle Völker ein!

Öſterreich, in dir vereinen
ſich die Völker, ſo die kleinen
wie die großen, treu und echt;
Das iſt deine hohe Sendung,
das iſt dieſer Welt Vollendung
in des Friedens heil'gem Recht.

Richard v. Kralik.

Öſterreicher Lied auf Serajewo.

Sohn, laß deine Werkbank ſtehn,
blutigrote Wolken gehn,
wo die Morgenſonne ſcheint,
unſer greiſer Kaiſer weint.

Pfeifend eine Bombe fliegt,
Öſtreichs Stolz gemordet liegt,
ſterbend ſinkt ſein treues Weib
auf des vielgeliebten Leib.

Hebe deine Hand zum Schlag;
heute ſchlägt der Rache Tag!
Sohn, greif' wie ein Mann zum Schwert,
ſei der Ehre Öſterreichs wert.

Halt die Fahne hoch empor,
die umwallt von ſchwarzem Flor
tränenſchwer herniederfließt
und den teueren Toten grüßt.

Sohn, mein Segen und mein Kuß
ſind der Mutter letzter Gruß —
blutrot ſcheint die Morgenluft,
unſer greiſer Kaiſer ruft.

Eliſe Miller.

An Öſterreich!

Erhebe dich, mein ſtarkes Öſterreich!
Glaub' nur an dich: du biſt den andern gleich,
du haſt an deinem Blute ſchwer zu tragen:
es brandet hoch in dir, es macht dich ſchwank,
doch blick' um dich, noch kannſt du, Gott ſei Dank,
zur Welt ein Wort, das dich beſtätigt, ſagen.

Und ſtrömen wird, was ſich in inner'm Streit
ſtockend an dunkeln Stellen angeſtaut.
Heb' deine Stimme. Tönen wird ſie laut;
reck' dich hinein in die erſtaunte Zeit.
Ich wandle deinen alten Wahlſpruch: Nein,
du darfſt im Erdkreis nicht die letzte ſein!

Richard Schaukal.

Der Doppeladler.

Getroſt, noch beſteht ja das tapfre Geſchlecht
der Männer, die mutig in Schlachten
die Waffen erhoben für Ehren und Recht
und der lieblichen Freiheit gedachten.
Drum, ob auch die Marken der Hader umtoſt,
ihr Männer von Öſterreich, ſeid nur getroſt!

Ihr habt in heiligem Gottesgefecht
Avaren und Hunnen geſchlagen,
die Fahne des Reichs und das heimiſche Recht
nach dem ſtrahlenden Oſten getragen,
mit eueren Schwertern die Marken geſetzt:
Die wollen wir halten, wie früher, ſo jetzt.

Ihr habt im edelſten Sängerkrieg
ums Leben zum Spiel einſt geſungen,
in Wiſſenswetten und Künſten den Sieg
vor neidiſchen Gegnern errungen.
Nun horchet, ihr Sänger von fern und von nah:
Das Singen und Sagen, das lerntet ihr da.

Ihr habt die Kaiſer den Römern gekürt
und die Welt ihrem Zepter ergeben,
ihr habt ſie treulich zum Siege geführt
und ſpartet nicht Blut und nicht Leben.
Wohlauf, mein Kaiſer von Öſterreich,
Dir folgen die deinen zu jeglichem Streich!

Zwei Adler fliegen auf ſchimmerndem Feld,
zwei mächtige Erdenumkreiſer.
Zwei Schwerter gebieten der dienenden Welt,

zwei deutſche gebietende Kaiſer.
So teilt euch die Welt, denn nicht iſt ſie ſo klein:
Die Hälfte der Herrſchaft ſoll jeglichem ſein!

Richard v. Kralik.

Das Weh der Zeit.

Oh, nicht die blutigſte Schlacht ſchuf ſo viel Weh
als dieſer Ekel vor dem Tier
im Menſchen! Deutſchland, du Tempel der Idee,
Vergeiſtiger der Welt! Was bleiben dir
noch Kämpfe nach dem Sieg des Schwerts,
bis du ein Menſchenherz
dem Untier eingepflanzt, das Gottes Ebenbild ſich nennt
und Frauen verſtümmelt, die Augen ausſtößt
verwundeten Kriegern, mit tückiſchem Stahl durchrennt
den Samariter, der ihm Labung eingeflößt!
Weh, weh! Sie haben Führer und Fürſten,
die Edles, weil es edel, zu vernichten dürſten;
die keine Scham verhindert, angeſpieene Ghettoſklaven
bei der „empfangnen Liebe" unter die Fahne
zu flehen; die Meeresengen und Hafen
polypenarmig über Ozeane
ergreifen; ritterliches Ringen
mit vergifteten Waffen verhöhnen; und parzenkalt die
Fäden des Weltkriegs ſpinnen.
. . . Umſonſt geſtorben ſind Helden und Heiland und
alle die Großen!
Weh uns, zurückgeſtoßen
in Höllenkreiſe durchlittner Zeitenräume!
(Oh, daß wir erwachten und — alles wären wüſte
Träume!)

Umringt von geſunkenen Völkern, voll Ekel und ohne Mitleid,
ſtehſt du, Deutſchland, allein — die neue Zeit!
Die Meere der Welt werden rot ſein von deinem Blut
wie heilige Opferſchalen
— bis aus der Sündflut
der Völker endlich wieder die Goldſtrahlen
deiner Tempel aufblitzen über Höhen und Talen.

Leo Sternberg.

Es iſt mir oft wie ein böſer Traum ...

Es iſt mir oft wie ein böſer Traum,
der finſteren Grüften entſtieg,
mein Herz erbebt — und ich faſſ' es kaum,
daß Deutſchlands Heere im Krieg. —

Mein heißgeliebtes, mein deutſches Land,
von tückiſchen Feinden umſtellt, —
gewaltig lodert des Haſſes Brand,
in Waffen ſtarret die Welt.

Vieltauſend Mütter in Angſt und Not
um blühender Söhne Schar,
die Gatten und Väter vom Kampf umloht
in drohender Todesgefahr. —

Sei ſtark, du zitterndes Herz, ſei ſtark!
Schon iſt uns das Waffenglück hold,
Geduld, wir treffen den Feind ins Mark,
er hat es nicht anders gewollt.

Und fordert auch Opfer an Gut und Blut
der grimmige Waffentanz,
doch ſiegreich holt ſich der deutſche Mut
im Felde den Lorbeerkranz.

Jetzt gilt nur eines, ihr deutſchen Frau'n:
Der Arbeit die Kräfte weih'n,
und feſtes, inniges Gottvertrau'n,
das ſoll die Parole ſein!

Joſephine Moos.

Kriegslied deutſcher Bauern.

Die wir zu ſtillem Erntewerk beſtellt,
wir pflügen jetzt ein ander Ackerfeld.

Des Krieges Sturm, der Deutſchlands Gau'n umdroht,
rief in uns wach ein heilig Pflichtgebot.

Geſtählt durch Kampf mit zäher Schollenkraft,
ſtehn wir im Ringen deutſcher Ritterſchaft.

Statt Pflug und Senſe bei durchglühtem Tun
ſind Schwert und Flinte unſer Werkzeug nun.

Tod unſrer Feinde ſei das Werk der Saat
und Deutſchlands Sieg die große Erntetat.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Die Ausſaat.

Wo biſt du, Deutſchland? — „In der Schlacht!
Aus den Kornſicheln haben wir Schwerter gemacht!"

Und dein Flügel, der über den Sternen gekreiſt?
„In die Waffen gefahren iſt der Geiſt."

Doch wer ſoll ackern nachher? Wächſt Brot am Dorn?
„Wir pflügen die Bruſt der Völker und ſäen ein göttliches Korn!"

Zerſtampfend zu Scherben und Leichen reitet der Krieg!
„Uns Bahn zu ſchaffen . . . Wir ſind der Sieg!“

Leo Sternberg.

Der Mäher im Sommer 1914.

I.

Jetzt ſteh' ich auf vom Dengelſtock,
Der Stahl iſt blank geſchärft.
Vom Ärmel ſtreif' ich meinen Rock
und mit der Fauſt — wie Stahl genervt —
ſchwing' ich die Senſe auf das Korn;
denn Ernte iſt für Korn und Dorn.

Und wenn der letzte Halm gefällt
und blitzend fährt der Pflug,
wird wiederum die Saat beſtellt —
der müde Stier brüllt auf im Zug. —
Sein Nacken ſehnt ſich ſchon nach Ruh'.
Herrgott im Himmel, ſegne du!

Vom Acker weg horch' ich hinaus
und ſchwing' die Senſe hoch —
mir iſt, als ſcholl ein Kriegsgebraus,
das ſcharf nach Blei und Pulver roch.
Ich grüß' euch, Brüder, weit im Feld;
die Ernte ſei euch wohl beſtellt.

Ich mäh' das Korn — ihr mäht den Feind,
oh, haltet euch nur brav!
So fühlen wir uns treu vereint,
wenn Blei und Senſe traf.
Und ruft der Kaiſer den Landſturm auf —
Hier bin ich! Schon dengle ich luſtig drauf!

Seb. Wieſer.

Herbst im „Felde“ 1914.

II.

„Schnitter, ist die Mahd zu Ende?
Müde sind schon deine Hände
und dein Antlitz ist so bleich.“ —

„Arbeit gibt es noch im Felde,
von dem Wasgau bis zur Schelde
steht der Acker ährenreich.“

„Schnitter, gelb sind schon die Blätter,
Furchen graben Sturm und Wetter
und der Winter naht heran.“ —

„Selber bin ich Sturm und Wetter,
streu' den Feind wie welke Blätter
auf den purpurroten Plan.“ —

„Schnitter, streust du einen Samen?“ —

„Säe ins Feld den deutschen Namen,
jäte Unkraut, weit und breit.
Mit dem Blute meiner Wunde
tränk' ich manche heil'ge Stunde,
daß der Friede stark gedeiht.“

Seb. Wieser.

Vier Kinder.

Erzählung nach Tatsachen aus diesen Tagen.

Von Elise Miller.

Der Maurer Lautenschlager geht durch die Vorstadtgassen einer Großstadt in der Abenddämmerung seiner

Wohnung zu. Der Schritt des Mannes ist eilig, doch sieht jeder nur ein wenig Achtsame, daß der Mann, ermüdet und abgemattet, des Feierabends wohl bedarf.

Es waren heiße Tage auf dem Bauplatz, mitten im Juli im Sonnenbrand vor den glühenden Steinen des Neubaues. — Dabei noch die innere Unruhe: es geht etwas vor in der Welt, wer weiß, was die Wochen bringen — atembeengende Hitze außen und innen . . .

Der Maurer Lautenschlager hat zudem noch seine ganz besonderen häuslichen Sorgen. Das Weib ist nach langer Krankheit seit April unter der Erde. Die vier Kinder, die er um keine Welt abgeben will, sind allein, nur dem Erbarmen der Nebenwohnerin vertraut.

Er selbst trägt freilich früh morgens um fünf das schlafende Hansele schon in den nahen Kinderhort. Die gute Schwester übernimmt das Bübchen, obgleich es zwei Stunden zu früh abgegeben wird, für den ganzen Tag. Nach Feierabend holt es die barmherzige Nachbarin, die Wäscherin, ab, damit der Vater den Liebling daheim trifft, wenn er von dem mühsamen Tagwerk kommt. Der Hansl ist erst ein Jahr alt und ein hübscher, blonder, lachender Kerl. Die dreijährige Gretl findet den Weg in den Kinderhort zu dem Brüderlein selbst. Der Peperl ist fünfe und kommandiert die kleinere Schwester schon eifrig auf dem Hin- und Herweg. Dann ist noch die Zenzi da, sie geht bereits ein Jahr in die Schule — die schweren Pflichten der toten, fehlenden Mutter liegen auf ihren kindlichen, schmalen Schultern. Sie tut, was sie kann, um neben den Schulpflichten die zwei armseligen Stuben in Ordnung zu halten. Der Vater schätzt seine Älteste sehr hoch, da er sieht, wie trotz ihrer Kindlichkeit der tüchtige Kern in ihr überall wächst und erstarkt.

Der Maurer hängt mit all seinem Leben an den vier mutterlosen Kinderchen.

Er trinkt sein Abendbier daheim und genießt, von den vier Kindern eng umringt, so recht das einzig glückliche Gefühl, „die gehören zu mir, für die arbeit' ich!"

In den letzten Tagen wird ihm der Heimweg schwer und schwerer — Angst quält ihn — er will nicht daran denken, was werden wird, wenn der Weltfrieden von meuchlerischer Feindeshand zerstört würde — und immer kreisen seine Gedanken bebend um diese furchtbare Frage.

Fester als je schließt der kräftige Mann seinen Jüngsten an die Brust — inniger redet er mit dem geschwätzigen Kleinen und liebevoller verfolgt er seiner Ältesten Eifer, dem Vater das Nötige zur Bequemlichkeit zuzutragen.

Wenn es nur so bleibt, wie es jetzt ist — er hat gewiß keine großen Wünsche: „er und die Kinder gesund", dann schlagen sie sich schon durch und kommen langsam in die Höhe!

Vierzehn Tage herrlicher Sommerzeit gehen hin und überschütten die deutsche Erde mit brennender Glut, Länder und Herzen lodern mit dem Julihimmel — — der Anfang August schaut auf eine Welt in Waffen.

Von allen Seiten haben falsche Freunde das ehrliche, einfache deutsche Land mit Friedensversicherungen bebuckelt und bedienert, um es mit räuberischer Gemeinheit in Sicherheit zu wiegen, hinterrücks hohnlachend zu überfallen.

Aber einer ist über der hellen Sonne, der hat den Führern des deutschen Volkes ein offenes Auge und ein feines Ohr verliehen, so daß sie erkennen, was echt und falsch, und ihr Volk wappnen, solange es Zeit ist; zur

rechten Stunde steht es bereit, sein heiliges Vätererbe zu verteidigen.

In den Straßen der Städte wogt es von Feldgrauen — Regimenter ziehen beim Gesang siegessicherer Vaterlandslieder dem Bahnhof zu, Blumen hat die weinende Liebe der Mütter, Frauen, Bräute und Schwestern um ihre Helme und Waffen geschlungen. Um die Freitreppen des Hauptbahnhofes staut sich die Menge, weiße Tücher flattern den letzten Abschiedsgruß — feuchte Augen leuchten aus den Gesichtern der aufrechten Gestalten der Krieger und der Zurückgebliebenen.

Die heilige, ernste Zuversicht einer gesegneten Ernte schwebt in diesen Sommertagen über den Ähren des großen deutschen Menschenfeldes — — wir werden siegen.

Die letzten Reihen der Truppen verschwinden im Marschschritt hinter den offenen Doppelportalen der inneren Bahnhofhalle — das Volk hat keinen Zutritt mehr in die vom Militär besetzten Räume — in den Vorhallen der Treppen flutet es hin und her.

An eine der hohen Säulen gelehnt, steht ein Mann, ein Feldgrauer, er trägt ein Kind auf dem Arm, sein kräftiger Arm umschlingt mit einer rührenden Zärtlichkeit den Körper des blonden Kleinen, der sich scheu an des Vaters breite Brust anschmiegt; die herabhängende Linke ist umklammert von den Händchen zweier weiterer Kinder. Angstvoll drücken sich Knabe und Mägdlein an den ihnen so fremden Waffenrock des Vaters, während ein größeres Mägdlein den mageren Arm um die Schultern der beiden Kleinen in mütterlicher Sorge geschlungen hält.

Des Mannes Augen forschen langsam, todesernst in

den Gesichtern der um ihn sich stauenden Menge. Plötzlich ruft er: „Wer will ein Kind aufnehmen? Ich verschenke meine Kinder.“ — Die Stimme des Mannes bebt in mühsam verhaltenem Herzensweh.

Die laute Menge um ihn wird still — weithin war sein Ruf vernehmbar — und alle, die ihn hörten, wissen, um was es sich hier handelt:

„Ein Landwehrmann — sucht eine Heimat für seine Kinder!“

Mitleid — groß schießt es auf aus hundert Herzen; zugreifen möchte mancher, dem der Verstand die Hände bindet: „Du kannst nicht“ — „dein Geschäft ist selbst schwer betroffen“ — „wer weiß, ob du nicht auch ausziehen mußt“ — „du hast selbst drei Kinder daheim“. Verlegen wenden sich die guten Augen vieler von dem Vater weg, der sein Höchstes, seine Kinder, eh' er in den Tod geht, dem Tisch einer guten Familie vertrauen möchte. Bewegung entsteht von neuem in der einige Augenblicke reglos gefesselten Menschenmasse.

Ein Herr hält seinen Hut hin und beginnt zu sammeln für die verwaisten Kinder.

Jedermann greift zur Tasche; diesen Tribut des guten Herzens versagt sich keiner.

Unterdessen hat sich durch die Flut von Körpern eine junge Frau zu dem einsam an der Säule stehenden Mann geschoben.

Vier Kinder sieht sie eng um den todernsten Vater geschart — vier Kinder —, sie hat selbst vier unfertige Kinder — ihr Ältester zieht als Freiwilliger aus — sie ist Witwe, lebt von der mageren Pension eines Staatsbeamten — sie arbeitet selbst, um sich auf Standeshöhe zu halten der Kinder wegen.

Ihr Verstand drückt auf die Wagschale gegen ihr gutes Mutterherz — sie wird rot und bleich — die tausend Augen der Masse sind auf ihr —

„Was will sie?" „Warum hat sie sich vorgedrängt?" — „Eine Dame!" — „Sie ist reich." — „Sie redet mit ihm!" so geht das Geflüster; sie aber fährt über die blonden Zöpfe des Mägdleins — des Mannes Augen senken sich in ihre — vier Augen sind feucht — sind froh — sind glückstrahlend: „Ich nehme die Kinder," sagt sie, „ich bringe sie unter, selbst behalten kann ich nicht alle viere, eines kann ich mit den meinigen aufziehen, vielleicht zwei — jedenfalls sollen alle viere in meinem Heim sein, bis ich ein gutes Plätzlein für sie gefunden."

Die Hände der Frau suchen nach den Fingerchen der bang blickenden Kleinen.

„Kommen Sie, wir machen bei einem Schutzmann alles fest; Sie sollen beruhigt und sicher für das Vaterland in den Kampf ziehen!"

Der Landwehrmann verläßt seinen hervorragenden Säulenstand — plötzlicher Gefühlsausbruch reißt die Menschen hin, mit Allgewalt bricht es vor:

„Hoch — hoch — hoch!" Der sammelnde Herr leert seinen gefüllten Hut in den Rucksack des sich verlegen sträubenden Vaters.

Die Formalitäten sind bald vorüber. Die warmherzige, tüchtige Witwe weist sich vor einem Schutzmann aus. Obgleich das eigentlich nicht nötig wäre, will sie doch allem Gerede die Spitze brechen, denn in der Großstadt kommen nicht selten schwere Mißbräuche unmündiger Kinder vor, und sie weiß, daß das eben noch so herzensgute Publikum im nächsten Augenblick fragt:

„Wer ist sie — wer weiß, was die mit den armen Kindern tut . . .!" —

Bittere Lehren haben die Großstädter mißtrauisch gemacht.

Frau Edeltraut stemmt sicher gegen diese schmutzige Woge an.

Sie fährt mit der fünfköpfigen Familie einer der kleinen, hübschen Vororte zu. Dort bewohnt sie ein Landhäuschen in waldigem Garten.

Auf dem Heimweg hat sich Frau Edeltraut entschlossen, die Zenzi, das geweckte Mägdlein, als Schwesterchen neben ihrer einsamen gleichalterigen Elisabeth aufzuziehen; wenn es sein muß, kann sie auch den kleinen Hansl noch durchbringen, er ist gar so ein herziges Bürschlein.

Für die zwei anderen wird sie ein Plätzlein finden. Freilich wird das nicht leicht gehen, sie ist erst kurze Zeit hier eingezogen und noch beinahe fremd — das braucht aber der Mann nicht zu wissen — es wird schon einen Weg geben, dieses guten Vaters Wunsch zu erfüllen:

„In keiner Anstalt halt nit, in Familien möcht' ich sie halt haben", bittet er.

Mit fragenden Augen schaut die siebzehnjährige Tochter die mit so reichem Besuch heimkehrende Mutter an.

Als sie erfährt, daß hier bleibende Gäste angekommen, wird des Mädchens gutmütiges Gesicht ernst: „Wie wird die Mutter das fertig bringen? — Kein Dienstmädchen, oft so schmal in der Küche — vier fremde Kinder!" In das Mitleid mischt sich die Sorge bei dem jungen Mädchen, das schon so tief in das Rechenbuch einer Beamtenwitwe gesehen — aber sie wagt keinen

Widerſpruch — ſie möchte auch nicht widerſprechen — die Waislein tun ihr leid, ſie fragt ſich nur angſtvoll: wie ſoll das gehen?

Frau Edeltraut geht mit ihrem Landwehrmann auf das Rathaus und legt dem Bürgermeiſter des kleinen Ortes die Sache vor.

Der nickt in ſeiner wortkargen Art ſtill vor ſich hin — er kennt die Verhältniſſe dieſer Frau — „was es doch für Frauen gibt — da geht das Herz wieder mit dem Verſtand davon", denkt er. Aber der Landwehrmann fühlt, daß ſeine Wohltäterin mit Achtung behandelt wird. Seine Kinder findet er ſpielend um den Tiſch der neuen Heimat geſchart, das feine ſechsjährige Töchterlein des Hauſes fröhlich unter ihnen.

Zum Abſchied reichen ihm zehn Kinderhände die roten Roſen des Gärtleins — mit feuchtem Auge und erleichtertem Herzen ſchreitet er dem Bahnhof zur Hauptſtadt entgegen.

Morgen früh zieht er aus — zu Kampf und Sieg, mit Blut und Leben für das Vaterland.

Mitten in dem Zug marſchiert der Maurer Lautenſchlager; voll roter Roſen iſt ſein Helm und ſein Gewehr, und von der Bruſt nickt auch ein Buſchen.

Frau Edeltraut iſt mit ſeiner Älteſten am Bahnhof, weiße Taſchentücher winken, die ſchwächliche Frau hebt das ſiebenjährige Mägdlein in die Höhe, daß es des Vaters Schritten nachſehen kann, bis die Halle die vielen tapferen Männer verſchlingt — —

Mit tränenden Augen wandern die zwei ſo ungleichen Frauenherzen ihrem Heim zu — aber zwei Hände, eine große und eine kleine, liegen eng ineinander: Frau Edel-

trauds feine Frauenhand und der zarten Grete ihre verarbeitete Kinderhand.

Es geht Tage. Der Edelmut der Witwe wird bekannt. Noch getraut sie sich nicht, Schritte zu tun, die Kinder unterzubringen. Ihrem Herzen tut es zudem weh, an den Abschied der Geschwisterchen untereinander zu denken —, und ihr sonst so einsames Töchterlein ist herzlich beglückt durch die Spielkameraden.

Aber sie weiß, so kann es nicht weitergehen, die Last wird ihr zu groß.

In der Nachbarschaft geht die hochherzige Tat der Witwe um. Eines Tages, noch ist keine ganze Woche hin, daß sie die fremden Kleinen aufnahm, kann sie leichten Herzens an die Feindesgrenzen einen Brief schreiben:

„Wie gut macht doch das furchtbare Unglück, das über unser Vaterland hereinbrach, die Menschen. Ihre lieben Kinderchen haben alle ohne mein Zutun eine Heimat gefunden.

Die herzige, fleißige Zenzi habe ich selbstredend bei mir behalten, obwohl sie am meisten Liebhaber gefunden — so treu wie meine Elisabeth hängt doch keine Seele an ihr.

Den Hansl holte eine reiche Künstlerfamilie, die selbst kinderlos ist und vor zwei Jahren schon ein armes Waislein angenommen hat. Er ist besser versorgt als bei mir. Er hat mit dem anderen fünfjährigen Knaben ein Kinderfräulein und spaziert hübsch an unserem Garten vorbei, in einen feinen Korbwagen gebettet; dabei wird er von uns stets herzlich begrüßt, was für ihn und die Zenzi immer ein Fest bedeutet.

Den Peperl holte auf Anraten des Herrn Bürgermeisters ein wohlhabender Bauersmann im Dorf ab. Er entwickelt eine riesige Zuneigung zu den Kühen und will ‚immer da bleiben'. Die muntere Gretl hat die Frau Lehrer neben ihre zwei Bübchen genommen, aus Dankbarkeit, weil der Herr Lehrer nicht ins Feld muß.

Die betreffenden Pflegemütter werden Ihnen selbst schreiben, und wie wir uns verabredeten, die Kinder von Zeit zu Zeit in einer unserer Familien zusammenbringen, damit sie sich nicht fremd werden . . ."

So schrieb Frau Edeltraut Mitte August an den Landwehrmann.

Draußen auf feindlichem Boden liegt einer in der langen feldgrauen Reihe im Schützengraben und liest:

„Möge Ihr totes Weib als Engel ob Ihnen sein und den Vater ihrer Kinder heil aus dem furchtbaren Feuer heimführen, damit Sie ihnen mit neuem Mut eine neue Heimat erarbeiten können. Alle Sorge darf Ihnen ferne bleiben, wir sorgen alle als Mütter für Ihre Kinder, wie für unsere eigenen. Gott schütze Sie."

Dem Landwehrmann perlen die Tränen über das sonnverbrannte Gesicht. Er steckt den Brief der fremden Frau achtsam, wie ein geliebtes Heiligtum, in die Brusttasche, dann greift er nach seinem Gewehr und betrachtet es mit achtsamer Liebe — jeden Augenblick kann der Kampf losbrechen, er wird die Heimat seiner Kinder verteidigen — er wird ein Held sein! —

Heute weiß es Frau Edeltraut: „Es ist einer der bayerischen Löwen!"

Die Chimäre.

Uns erzählt uralte Märe
von der grauſigen Chimäre,
aus der Hölle Brut erzeugt,
Löwe halb, halb Ziege, Drache,
eine undenkbare Sache,
von der Lüge großgeſäugt.

Löwe, Ziege, Drache liegen
mit ſich ſelbſt im Kampfe; ſiegen
kann ſolch Ungeheuer kaum;
nur ſich ſelbſt zum Widerſpruche,
dem geſunden Sinn zum Fluche
ſchickt ein Fieber ſolchen Traum.

Der Chimäre muß ich denken,
ſeh ich ſich zum Bund verſchränken
Frankreich, Rußland, England gar
mit dem gelben Japaneſen:
Solch unglaublich Fabelweſen
bringt wohl aller Welt Gefahr;

Setzt die ganze Welt in Flammen,
reißt im Wahnſinn das zuſammen,
was Vernunft und Sitte ſchuf,
bis es muß in Nacht entweichen
vor des rechten Helden Streichen,
auf der reinen Wahrheit Ruf.

Richard v. Kralik.

Unſere Feinde.

Daß uns der Ruſſ' will ſchlagen
voll Neid und falſcher Wut,
wir haben es getragen
und zahlen's ihm mit Blut.

Wir ließen Schimpf und Schmähen,
als zornig, puterrot
der galliſche Hahn ſein Krähen
erhob: Den hau'n wir tot!

Selbſt als perfid der Brite
ſich in den Streit gemiſcht:
„Well, well! Ich ſein der Dritte!"
Das ſtörte keinen niſcht.

Die Landkart' wird geändert;
du Krämervolk, heran!
Du wirſt enterbt, entländert;
in einem iſt's getan!

Doch jetzt, ach, Montenegro
hat Kriegspoſt uns geſandt!
Ein Seufzen und ein Weh, oh
durchzittert unſer Land.

Du, deutſches Volk, verrammel'
die Hürden feſt und flink!
Ich geb' für Schaf und Hammel
ſonſt keinen Pfifferling!

Laurenz Kiesgen.

Haßgesang gegen England.

Was schiert uns Russe und Franzos',
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
wir lieben sie nicht,
wir hassen sie nicht,
wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, —
wir haben nur einen einzigen Haß,
wir lieben vereint, wir hassen vereint,
wir haben nur einen einzigen Feind:
England.

Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
voll Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht,
einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
einen Schwur für Kind und für Kindeskind,
vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
wir haben alle nur einen Haß,
wir lieben vereint, wir hassen vereint,
wir haben alle nur einen Feind:
England.

In der Bordkajüte, im Feiersaal,
saßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
wie ein Säbelhieb, wie ein Segelschwung,
einer riß grüßend empor den Trunk,
knapp hinknallend wie ein Ruderschlag,
drei Worte sprach er: „Auf den Tag!"

Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß.
Wer war gemeint?
Sie hatten alle nur einen Feind:
England.

Nimm du die Völker der Erde in Sold,
baue Wälle aus Barren von Gold,
bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug,
du rechneteſt klug, doch nicht klug genug.
Was ſchiert uns Ruſſe und Franzoſ'!
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß.
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl
und ſchließen Frieden irgendeinmal,
dich werden wir haſſen mit langem Haß,
wir werden nicht laſſen von unſerm Haß,
Haß zu Waſſer und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
droſſelnder Haß von ſiebzig Millionen,
ſie lieben vereint, ſie haſſen vereint,
ſie haben alle nur einen Feind:
England.

Ernſt Liſſauer.

Aus „Worte in die Zeit".

Japan.

Schon ſteh'n zum Mord bereit die Japaneſen,
die Affen europäiſcher Kultur,
fremd aller Chriſtenſitte, unſerm Weſen,
Nachäffer unſerer Gebärden nur.
Mag immerhin die deutſche Wacht umbrüllen
Hyänenrotte, die nur Feigen droht:
„Einſtehen wir für treues Pflichterfüllen
bis auf das Äußerſte, bis in den Tod."

Dies Ungeziefer auf der Menſchenerde,
dem jeder Adel, jede Würde fremd,
wie auch des Weltenkrieges Ende werde,
es fühl' den Zorn der Menſchheit ungehemmt!
Zeigt uns nur ſchamlos, ledig der Umhüllung,
die nackte Gier, wir treten ſie in Kot:
„Einſtehen wir dafür in Pflichterfüllung
bis auf das Äußerſte, bis in den Tod."

Das Weltgericht wird euch das Urteil ſchreiben:
verſchwindet in die Höll', unwert des Lichts!
Von dieſem Volk ſoll nur die Sage bleiben,
die Kunde ſtarken deutſchen Volksgerichts.
Gott hat uns dieſe Pflicht anheimgegeben;
wir folgen ihr, von heil'gem Zorn entloht:
„Einſtehen wir mit unſerm Leib und Leben
für dieſe Pflichterfüllung bis zum Tod."

Richard v. Kralik.

England träumt.

Nacht . . . Über England blaut gewölbige Nacht . . .
An die Meilen der Küſten der Anprall der Waſſer ſchäumt,
vor den Häfen und draußen auf hoher See
ſtehn Kreuzer auf Wacht;
durch Belgien, durch Frankreich rückt die deutſche Armee,
ſie drängt auf Dunkerque, Boulogne, auf Calais —
von flutenden Forts des Weltmeers umſchäumt,
England ſchläft . . . England träumt.

England träumt . . .
Durch die Luftſtille rinnt Surren,
ſchmal

über den blaſſen, glatten
Nachthimmel eilt langhin ein Schatten,
widerſchattend auf Wieſe und Tal,
England träumt ſchwer . . . ſeine Wälder murren,
der Himmel tönt,
immer heller, immer ſchneller,
horch, es brauſen die Propeller.
England träumt . . . England ſtöhnt.

Aus „Worte in die Zeit". Ernſt Liſſauer.

An England.

Wer iſt der Ritter hochgeehrt,
der nun gen England zieht?
Wer iſt's, vor deſſen Flammenſchwert
der Brite ſcheu entflieht?
Wer iſt's, der ſchon im Siegesglanz
an Albions Meeren ſteht,
wer, deſſen Stirn der Lorbeerglanz
der Frankenſchlacht umweht?
Du ſtolzes England, hüte dich!
Ein Rächer naht dir fürchterlich
als Sieger, als Sieger:
Das ganze deutſche Volk.

Wer war es, deſſen Heuchelei
die Erde hielt in Bann?
Wer war es, deſſen Tyrannei
der Völker Hort gewann?
Wer iſt es, der um ſchnödes Geld
das gute Recht zerreißt?
Wer iſt es, den die ganze Welt
perfid und treulos heißt?

Du ſtolzes England, hüte dich!
Ein Richter naht dir fürchterlich
als Sieger, als Sieger:
Das ganze deutſche Volk.

Ach, lange war das deutſche Land
von dieſem Alp gedrückt.
Nun reißt der Rückſicht letztes Band
und alles jauchzt entzückt.
Ein zweiter Wilhelm wie voreh
wirft dich nun in den Staub
und rächt der Völker altes Weh,
entreißt dir deinen Raub.
Du ſtolzes England, hüte dich!
Ein Sühner naht dir fürchterlich
als Sieger, als Sieger:
Das ganze deutſche Volk.

Richard v. Kralik.

Gloria, Viktoria!

Durch das ſchrille Kriegesdröhnen
klingt ein wunderbares Tönen
wie von Himmeln fern und nah;
durch die Auen tönt's und Felder,
über Berge, über Wälder:
Gloria, Viktoria!

In der wunden Krieger Ächzen,
in das Sterben, Schmachten, Lechzen,
wie ſo tröſtlich tönt es da!
Das vergoldet alles Schaudern,
läßt des Todes Schritte zaudern:
Gloria, Viktoria!

Und zur holden Blumenwieſe
wird die Walſtatt. Paradieſe
blüh'n, wie noch kein Auge ſah,
und das Ringen wird zum Reigen,
zum Triumph das Todesſchweigen:
Gloria, Viktoria!

Aus der blut'gen Abendröte
über alle Todesnöte
ſteigt die Siegesgöttin ja,
und ihr jubelt's laut entgegen
ſchon auf allen Siegeswegen:
Gloria, Viktoria!

Und den Himmel ſchauet offen
ſchon der Streiter feſtes Hoffen,
ſchaut, was nie zuvor geſchah:
Überſchwang des Heldentumes,
gottergeb'nen heil'gen Ruhmes:
Gloria, Viktoria!

Richard v. Kralik.

An Polen.

Auf zum Kampf, du edles Polen!
Nun iſt's hohe Zeit,
dir dein altes Recht zu holen
in gerechtem Streit.
Deutſchland, Öſtreich ſtehn in Waffen,
dir die Freiheit zu verſchaffen.
Polen, mach' dich frei,
brich die Tyrannei!

Sobieski hat vor Zeiten
uns aus Not befreit;
alte Schuld zu zahlen, ſchreiten
wir zur Tat bereit.
Einſt da galt es Türken ſchlagen;
heute gilt's die Ruſſen jagen.

Polen, mach' dich frei,
brich die Tyrannei!

Gäbſt du dieſe Friſt verloren,
die zum Himmel ſchreit,
Dann wär' Polen erſt verloren,
tot für alle Zeit.
Nur verſcholl'ne alte Mären
künden dann von Polens Ehren.

Polen, mach' dich frei,
brich die Tyrannei!

Einſt haſt du umſonſt vergoſſen
ſo viel edles Blut;
jetzt erſt kann das Heil entſproſſen
deinem Heldenmut!
Ehmals war umſonſt dein Mühen;
nun erſt laß dein Feuer glühen!

Polen, mach' dich frei,
brich die Tyrannei!

Rußland iſt ins Herz getroffen;
nur noch einen Streich;
und es ſteht dir wieder offen
Freiheit, Ruhm und Reich.

Laß den weißen Adler fliegen!
Jetzt iſt's Zeit, jetzt wird er ſiegen.
Polen, mach' dich frei,
brich die Tyrannei!

Richard v. Kralik.

An das Elſaß.

Im Herzen Deutſchlands, in Weimars Park,
gedenk' ich der waffenſtarrenden Mark.
Gedenke deiner Söhne, die Poſten ſteh'n,
Gewehr im Arm, und nach dem Lande ſpäh'n,
nach dem ſie oft geäugelt, übel beraten;
gedenke derer, die mit Axt und Spaten
Schanzen werfen und Bäume fällen,
die an des Rheines graugrünen Wellen
Brücken bewachen;
gedenke aller, die im Granaten-Krachen
zum letztenmal aufſpringend ihr Elſaß ſchauen
und, von Frankreich getötet, auf eigenen Auen
hingeſtreut liegen, das heilige Gut
der Heimat weihend mit heiligem Blut — —
Elſaß, mein Elſaß!

Glühen die Himbeeren, glüht noch der Fingerhut,
wo mir mein Lieb aus Wälſchland im Arm geruht?
Wo Sankt Odilias Ampel aus Nebeln brach,
wo Sänger Gottfried mit dem Kaiſer ſprach?
Wo meine ganze heiße Liebe rang
um dich, lieb Elſaß, dem ich vom Berge ſang,
in Tönen die goldene Brücke zu ſchlagen,
dein Herz nach Deutſchland hinüberzutragen — —
Jetzt bauen Kanonen mit furchtbarer Wucht
die Brücke, die wir zu bauen geſucht,

die Eiſenbrücke, mit blutigem Kitt:
Und deine Söhne bluten und bauen mit,
Elſaß, mein liebes Elſaß!

Das Eiſerne Kreuz auf ſchmucklos grauem Gewand —
du haſt es zwiefach verdient, mein Heimatland!
denn deine Söhne taten ſchwerſte Pflicht:
Sie ſchoſſen auf Frankreich und zitterten nicht
und zielten gut.
Und es lachte das alte Soldatenblut,
das in vergeſſ'nen Tiefen ſchlief,
als ihm der Kaiſer, der deutſche Kaiſer rief.
Wenn dieſe Wetter ihr Werk getan,
hebt Deutſchlands reinſte Sendung an:
Den ſuchenden Völkern der ganzen Erden
ein Hort, ein heiliger Hain zu werden,
ein Land der Mitte,
ein Land der Weisheit, Land der Sitte.
Dann ſollſt du, in funkelnden Oſten hinein,
die kranzumblühte gaſtliche Pforte ſein;
dann führt dieſelbe Straße, weiß und ſchön,
vom Wasgenwald bis mitten auf Wartburghöh'n;
dann iſt ein herrlich Wandern von weſtlicher Mark
hieher in Deutſchlands Herz, in Weimars Park —
Elſaß, mein deutſches Elſaß!

Friedrich Lienhard.

Franz Ferdinand und Sophie.

Schloß Konopiſcht in Böhmen ſieht traurig über Land,
nach Bosnien zum Manöver zieht kühn Franz Ferdinand:
er achtet nicht der Warnung: „Ich folge meiner Pflicht."
„Und ich ſteh' dir zur Seite", die brave Gattin ſpricht.

Er war des Reiches Hoffnung, der Mann von Stahl und Erz.
Fromm ſchlug ihm an der Seite Sophiens Edelherz:
So fuhr in Serajewo noch kein Thronfolgerpaar,
rings um den Siegeswagen jauchzt froh des Volkes Schar.
Hell glänzt der Stern von Habsburg, da ziſcht das Serbenblei.
Vom Rhein zum Donauſtrande gellt laut ein Jammerſchrei:
Franz hebt den Blick zum Himmel, dann ſenkt das Haupt er bleich:
„Sophie, bleib' du den Kindern. Gott ſchütz' mein Öſterreich."
Sie ſinken beid' im Tode, doch ſtirbt ihr Name nicht,
zwei Helden ſind gefallen als Opfer ihrer Pflicht:
Sie ſeien hoch geprieſen in Öſtreichs Monarchie,
Franz Ferdinand von Eſte und Herzogin Sophie.

Gaudentius Koch.

Die Tiroler Kaiſerjäger.

Bajonett aufs Gewehr! Trompeter blaſ' —
und los wie das Hochgewitter!
Wo Jäger ſtürmen, da wächſt kein Gras,
da krachen die Schädel wie klirrendes Glas
unter Kolbenhieben in Splitter!

Und lachend mit hellem Jodlerſchrei —
als ging es zum Kirmestanze,
ſo werfen wir Jäger uns frank und frei
ins Feuer des Feindes, ins ziſchende Blei —
und ſtürmen und nehmen die Schanze!

Mag der Tod auch ſpeien Verderben aus:
Granaten und heiße Schrapnelle; —
wir Jäger kennen nicht Furcht noch Graus —
und hauſen wie Sturm- und Wetterbraus —
und ſchicken den Teufel zur Hölle!

Drum ſind wir Jäger der Feinde Schreck —
und haben ein gutes Gewiſſen;
wir haben das Herz am rechten Fleck,
und bringt eine Kugel uns einmal zur Streck',
und iſt Herz und Bruſt uns zerriſſen: — —

Dann liegen wir ſtille auf roter Flur
trotz unſerer Wunden und Wehen —
und lächeln und — denken das eine nur: —
Wir haben gehalten den Treueſchwur,
es iſt für den Kaiſer geſchehen!

Br. Willram.

Tanzlied.

Der Ruſſe und der Franze,
die hatten Luſt zum Tanze:
„Wie wär' es, Frau Germania?"
Die ziert ſich nicht, ſagt beiden ja.

Dann kommt auch noch der Engelsmann
und fragt um einen Konter an.
Soll ſie den Vetter kränken
und lange ſich bedenken?

Da tanzt nun Frau Germania hin.
Gibt's eine beſſere Tänzerin?
Nicht faul und niemals prüde.
Tanzt alle Tänzer müde.

Guſtav Falke.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Jagdlied.

Wir ſpießen den Bären und rupfen den Hahn.
Sie haben's gewollt, nun wird es getan.
Aber gründlich!

Wir treiben das brüllende Untier zu Platz,
den engliſchen Löwen, die falſche Katz'.
Aber gründlich!

Wir treiben das edle Weidwerk noch ſo
wie die alten Germanen, halli und hallo!
Aber gründlich!

Und früher, bei Gott, wird Raſt nicht gemacht,
bis das letzte Wild wir zur Strecke gebracht.
Aber gründlich!

Guſtav Falke.

Reiterlied.

Huſaren, die reiten, Herr Hauptmann, wohin?
Nach Frankreich!
O Luſt, daß ich ein Reiter bin!
Darf reiten und ſtreiten fürs Vaterland,
den blitzenden Säbel hoch in der Hand.

Wovon ſind wir Huſaren ſo rot?
Vom Blut!
Wir ſchlugen viel tauſend Franzoſen tot.
Huſaren, die fahren daher wie der Blitz
und mähen den Feind aus Sattel und Sitz.
Wo machen wir roten Huſaren Raſt?
In Paris!
Bon jour, messieurs! Bewirtet den Gaſt!

Schenkt ein den Wein, wir trinken ihn gern
und ziehn durch die Straßen als Sieger und Herrn!

Guſtav Falke.

Deutſches Reiterlied.

Die gold'nen Sterne glänzen,
ſtill ſchlummern Heim und Herd.
Wir reiten zu den Grenzen
auf Wacht, mein treues Pferd!
Sieh, wie in dunkler Weite
ſchon Brand von Dörfern loht!
Greif' aus! Es geht zum Streite!
Sieg oder Tod!

Es kam der Feind gezogen
zu Meere und zu Land,
gleich Raben ſturmverflogen
von Wut und Neid entbrannt.
Was Schweiß und Fleiß geſchaffen
bei uns in Glück und Not,
ſie wollten's frech erraffen;
Sieg oder Tod!

Wir aber wollen recken
das Schwert, von Gott geweiht,
und ſie zu Boden ſtrecken
für alle Ewigkeit!
Wir wollen ſie zermalmen,
daß nie ihr Haß mehr droht
den heil'gen deutſchen Almen!
Sieg oder Tod!

O heil'ges Werk, gelinge!
Gott, nimm's in deine Hut!

O deutſches Schwert, o ſchwinge
und triff! Doch triff ſie gut!
Und ſoll mein Herzblut färben
den Raſen blutigrot —
das wär' ein ſelig' Sterben!
Sieg oder Tod!

Lorenz Krapp.

Der Mond.

Von Laurenz Kiesgen.

I.

Vom Garten hörte man den Rhein rauſchen. Gluck, gluck! ſagten die grüngoldigen Wellen, wenn ſie über die blanken Kieſel hüpften. In die Abendſtille klang es heimiſch und friedlich, wie das Geplauder eines Freundes.

Das Häuschen lag am Strom. Drüben winkten die Berge; wie eine Feuerbahn wallte im letzten Sonnenlicht der Strom, auf dem, eine Barke des Todes, ein großer, ſchwarzer Laſtkahn langſam talwärts glitt.

Frau Lisbeth ſah ihn dahinſchweben, als ſie zwiſchen den Ranken der Rebenlaube in die Pracht des ſinkenden Sommerabends hinausſchaute. Ihre beiden Kinder hatten noch keine Augen dafür. Sie waren eifrig dabei, der Mutter beim Einmachen der Bohnen zu helfen: Trudel „fitſchte" ſorgfältig und zaghaft mit dem ſcharfen Küchenmeſſer; Heinchen zog Seile ab.

„Zu Bett! Zu Bett!" rief Frau Lisbeth fröhlich. „Morgen iſt auch noch ein Tag, und heute iſt genug geſchehn."

Sie hob Heinchen, den Dreijährigen, von der Bank hoch und herzte ihn, während er sein Handwerkszeug fallen ließ und mit den Beinen strampelte. Ins Bett zu gehn war ja schrecklich! Verständig aber legte die sechsjährige Trudel das Gerät zusammen, nahm die hochgefüllte Schüssel geschnittener Bohnen und folgte der Mutter ins Haus.

„Mutter, wo ist doch der Vater? Ich hab's schon wieder vergessen."

„In Namur, Kind. Heute hat er's ja geschrieben."

„Namur! Namur!" freute sich Heinchen. „Der Vater ist in der Schlacht bei Namur! Da schießt er die Franzosen, pum! — pum!"

„Närrchen!", wehrte die Mutter die kindliche Begeisterung ernst ab, „Namur ist eine große, schöne Stadt, und jetzt sind die deutschen Soldaten darin und wohnen da wie hier im Ort bei guten Leuten; und artige Kinder gibt es da, die abends schön zu Bett gehn, wenn der Sandmann kommt. Wir wollen hoffen, daß der Vater recht lange in Namur bleiben kann, und wenn alles gut geht, können wir ihn da einmal besuchen. Betet nachher schön darum."

„Und wenn hier unsere eingemachten Bohnen gut sind, dann ist unser Vater wieder daheim, nicht, Mutter?" setzte Trudelchen mit altkluger, mütterlicher Sorglichkeit hinzu.

„Wenn Gott will!"

Frau Lisbeth beugte sich tief in den Schatten; denn ihre Augen wollten naß werden. Der schreckliche Krieg! Wann, wann einmal würde er enden?

Heinchen wollte noch wissen, ob der Vater ihm auch ein „richtiges" Franzosengewehr und einen scharfen

Säbel mitbringen werde ... und dann brachte die Mutter die Kinder zu Bett, und der Schlaf schloß schnell die blanken, lebensfrohen Kinderaugen; morgens mußten sie neugestärkt sein für all die Wunder des Lebens ...

Nach einer Stunde stand Frau Lisbeth wieder in der trauten Laube.

Nein, drinnen hätte sie's nicht ausgehalten. Weich und wohlig war der Abend. Zu solchen Stunden hatte sie mit ihrem Franz immer in der Laube gesessen. Die Liebkosung der Nachtluft strich alle Last des Tages mit sanften Händen von der Seele. In solchen zauberischen Rheinabenden hatten sie erzählt und geplant, oder still hinausgestaunt in die blaßgraue Luft oder in den silbernen Flimmer der Mondbrücke im wallenden Strom.

Das war Friede, das war Glück gewesen.

Und Wochen — oh, lange schon, da gellte die Kriegsposaune, und ihr eherner Schall riß alles Glück zusammen. Der Friede ist Täuschung; der Becher des Lebens schenkt nur bitteren Trank ...

Die erste, beklemmende Lähmung, als ihr Mann gleich in den ersten Tagen fortmußte, hatte sie bald abgestreift. Auch Lisbeth hatte sich als eine von den deutschen Heldenfrauen gezeigt, die das eigene Opfer vor der Größe des vaterländischen Geschicks als klein, als beschämend empfanden, und die ihren Stolz darein setzten, dem Manne nicht durch Kleinmut den schweren Abschied zur erdrückenden Last zu machen. Nein, keiner sollte sehen, was das Herz an Schwere trug. Ein heiterer Blick, ein mutiges, anfeuerndes Wort sollte das Letzte und Schönste sein, was ihm zur erhebenden Erinnerung ins Feld folgte.

So hatte Frau Reimann ihren Franz ziehen lassen; aber das Schwerste begann, als er fort war.

Am grausamsten drückte die Ungewißheit der ersten Tage. Das letzte Lebenszeichen war eine Karte von Aachen; so wußte sie, daß er mit in Belgien eingerückt war.

Dann kam keine Nachricht mehr.

Hatte er den Sturm auf Lüttich mitgemacht? Es schwirrte von bangen Gerüchten schwerer Verluste. Ein schlechter Trost, daß sie sich sagte, die Furcht vergrößere die unsicheren Berichte von dritter, vierter Hand ins Maßlose; Franz konnte dabei sein. Konnte dabei gewesen sein!

Dann kamen die ersten Nachrichten vom Wüten der belgischen Bevölkerung. Bei jeder Greuelszene, die die Blätter so verschwenderisch schilderten, krampfte sich ihr Herz zusammen. Ihr armer Franz in tausend Gefahren unter tückischen Heckenschützen, entmenschten Weiber, die verstümmelten, quälten und töteten! Und der tuschelte dies, jene flüsterte das, die Greuel schrien zum Himmel...

Je mehr die Gefahr wuchs, in der sie ihren Mann zu sehen meinte, desto lichtvoller und reiner hob sich sein Bild vor ihren Augen. Jeden Abend erlebte sie den Abschied, als sie hier in der Laube gesessen und die häuslichen und geschäftlichen Angelegenheiten vor der langen Trennung geordnet hatten. Franz hatte sie getröstet: „Sind wir nicht stets in Gedanken zusammen? Wenn auch der Krieg die Welt durchtobt, unsere Herzen eint der Friede. Gewiß tragen sie schwer an der Not Deutschlands, aber ihr Einklang wird von den Wirrnissen der Welt nicht berührt. Wir stehn in Gottes Hand, so wie der Himmel die ganze Erde mit seinem Rund umgibt. Der Krieg ist eine Krankheit der Völker;

unſere Seelen bleiben im geſunden Gleichklang. Sieh da den Mond (er hing friedlich und lächelnd über dem Strome), wie freundlich er heraubſchaut! Er leuchtet auch in der Fremde, und ſein Friedensantlitz ſoll uns ſtets an dieſes alles erinnern. Er wird mich begleiten und dir milde leuchten. So oft wir ihn ſehen, denken wir aneinander!"

Frau Lisbeths kühlere Klugheit hatte ein wenig befremdet damals die Schwärmerei empfunden, aber wie viel Troſt hatten ihr dieſe Worte, von denen ſie keins vergaß, ſeitdem geſpendet! Wenn wie jetzt das ſilberne Licht das Rheintal verzauberte, glaubte ſie ſeine Stimme neben ſich. Dann faßte ſie ein ſicheres Gefühl, er kehrt dir wieder. Und Stolz erfüllte ihr Herz, daß er mit zu den Streitern gehörte, die das liebliche Rheintal vor dem Einfall mordgieriger Feinde bewahrt hatten! . . .

Dann heute, endlich! ſein Brief!

Faſt wäre ſie dem alten Poſtboten Kularz um den Hals gefallen, als er ihr ſchon von weitem zurief: „Heute hat Herr Reimann auch geſchrieben! Und ordentlich!", und ihr einen dicken Brief hinreichte. Faſt konnte ſie jedes Wort auswendig, ſo oft hatte ſie ihn verſchlungen.

Jetzt, im hellen Lichte des Vollmonds, der wie eine Lampe über den Rheinbergen hing, las ſie ihn noch einmal mit köſtlicher Empfindung:

. . . . „da ſitze ich endlich gemütlich und gemächlich wie daheim an einem Tiſche und kann Dir einmal ausführlich ſchreiben, wie es mir geht. Gut, muß ich ſagen. Geſundheitlich fühle ich mich ausgezeichnet, zumal mir für die nächſten Wochen eine Ruhepauſe be-

schieden ist. Denn ich schreibe Dir, wie Du aus dem Datum schon ersehen hast, aus Namur; unser Bataillon gehört zur Besatzung dieser großen, im Sturm genommenen Stadt. Voraus ging eine fürchterliche Beschießung mehrere Tage hindurch, die freilich die Stadt selbst wenig berührt, die Festungswerke aber kurz und klein geschlagen hat. Nun werden wir hier ein bißchen Ordnung schaffen und dafür sorgen, daß es wieder eine starke deutsche Festung Namur gibt. Wir sind es ja so gewöhnt, wir Deutsche, daß wir auch hinter unseren Reihen reine Bahn machen, während die Vortruppen schon weiter eilen und Sieg um Sieg pflücken.

Was ich alles erlebt habe vom Tage meines Abschieds, und besonders hier in diesem Belgien, das kann ich Dir nicht schreiben, denn das müßte ein kleines Buch geben. Es geht auch besser, daß man es von Mund zu Mund erzählt, so an einem Abend in unserer Laube, weißt Du? Nur soviel: Ganz Belgien scheint auf den Kopf gestellt. Die Leute sind verrückt von Angst, Haß und Wut. Die Zeitungen haben das sicher alles beschrieben. Mich hat glücklicherweise bei der tollen Schießerei noch keine Kugel getroffen, Gott sei Dank, und wenn unser Siegen in diesem Tempo vorwärts geht, dann wird die Geschichte ja auch nicht lange dauern können, und ich bin bald wieder bei Euch am Rhein. Am Rhein! Du kannst Dir keine Vorstellung machen, wie glücklich ihr dort seid, daß wir hier in Belgien und Frankreich stehen und nicht umgekehrt die Franzosen und Belgier im Rheinland. Hier sieht man was Krieg ist. Das Elend, die Schrecken! Wie wir Belgier, Engländer und Franzosen, die beiden letzten edlen Bundesgenossen zur Verstärkung der Festungs-

besatzung, aus Namur rennen sahen, da lachte mir das Herz im Leibe, und ich dachte: So, die rennen mindestens 50 km weiter vom Rhein fort, das ist die Hauptsache. Wie schade, daß uns die Bande zum größten Teil entwischt ist! Aber wir kriegen sie schon.

Hier in Namur sind die Leute willig, wenn auch nicht übermäßig entgegenkommend und freundlich. Aber es stecken noch überall französische und belgische Soldaten in den Häusern, wir haben schon massenhaft solche herausgeholt und gefangen fortgeführt, rabiate Kerle waren darunter, sage ich Dir. Unser Kommandant hat nun Frist bis heute 4 Uhr gestellt, daß sich alle französischen und belgischen Soldaten stellen müssen, wer nachher aufgegriffen wird, wird erschossen. Kurzer Prozeß, aber Notwendigkeit! Ebenso ist es mit den Besitzern von Schußwaffen. Das ist auch sehr richtig, denn hier schießt alles, was einen Finger rühren kann, und selbst unter den Kindern nicht allein etwa die Jungen! —

Nun zu mir. Ich bin sehr gut untergebracht, bei einem Drogisten, gerade in der Ecke des schönen Marktplatzes. Die Leute sind freundlich, tun, was sie müssen und haben uns, d. h. mir und zwei Kameraden ein Zimmerchen im ersten Stock eingeräumt. In einer Werkstatt hofwärts ist unsere Schlafstätte, denn man muß sich in den engen Räumen eben behelfen. Essen bekommen wir aus der Mannschaftsküche, den Kaffee machen wir uns selbst, denn es ist uns gesundes Mißtrauen gegen die ganze Bevölkerung anbefohlen worden . . . Übrigens ist die Stadt hübsch, und wenn einmal ruhigere Tage eingetreten sind und wir lange hier bleiben, ist es gar nicht unmöglich, daß Du mich mit den Kindern einmal besuchen kämst — das wäre ein Jubel!

Die Kinder! Was machen ſie? Fragen ſie auch viel nach dem Vater?

Da muß ich Dir ſchreiben, daß meine Quartierleute auch Kinder haben, Louis, den elfjährigen, und Louiſon, ein herziges Mädchen von ſechs Jahren. Ich war gleich gut Freund mit ihnen. Louis iſt ſchon ſelbſtbewußter Belgier; die Kleine erinnert mich aber ſo ſtark an unſere verſtändige Trudel, daß mir oft ganz weich wird, wenn ich ſie ſehe. Sie plappert mit mir, und Louis hilft meinem Franzöſiſch ſchon mal nach, und oft iſt mir dieſer Tage geweſen, wir wären hier nicht im Krieg, ſondern zu Beſuch, zur Erholung . . .“

Dann folgten die Grüße, Bemerkungen für die Kinder, und unten, eiligſt mit Bleiſtift gekritzelt: „Hurra! Ein Auto wartet unten, das nach Deutſchland zurückfährt und den Brief der deutſchen Poſt zur Beförderung übergibt. So wirſt Du ihn wohl morgen ſchon haben. Wie ich mich freue! Morgen, wenn der Mond leuchtet wie jetzt, dann wirſt Du dieſe Zeilen leſen, und denke an Dich und die Kinder. Dann ſend' ich Dir Grüße. Schluß! Die Autohuppe mahnt. Lebewohl . . .“ — —

Frau Lisbeth ſtand da und ſchaute in das reine Licht des Mondes. Lächelte er nicht? Von ſeiner thronenden Höhe konnte er überallhin leuchten . . . wäre ſie einen Augenblick an ſeiner Stelle! Ihr Herz war voll dankbarer Freude. Sah er ihren Mann? Faſt war es ihr, als ob er ja winke.

Ihre gelaſſene Kühle verließ ſie. „Grüße ihn!“ flüſterte ſie.

Dann ſchrak ſie zuſammen. Es war ſpät. Sie eilte ins Haus, fröſtelnd, beunruhigt. —

II.

Auf dem Marktplatz der alten Bischofsstadt Namur war heute kein abendliches Leben und Treiben wie in ruhigen Zeiten. Dann hallt von dem kleinen Musikpavillon in der Mitte der fröhliche, quecksilbrig schnelle Takt der belgischen Militärkapelle; in dem spiegelglänzenden Café sitzen die bunt uniformierten Offiziere der Garnison mit den behäbigen Citoyens, und auf der Straße drängen sich die Leute. Heute lag der schöne Platz wie ausgestorben. Der Tag war bleigrau und dunstig gewesen; dumpfe Schwüle lag über der Stadt.

Es war das unheimliche Schweigen nach dem lauten Entsetzen der vergangenen Tage. Es war die Betäubung nach dem Erlebten, das zu plötzlich, zu überraschend und furchtbar über die starke Festung hereingebrochen war.

Am Rathause stand eine Abteilung der Besatzungstruppen. Ihr Feldgrau ertrank fast in der beginnenden Dämmerung. Die Gewehre waren in Pyramiden zusammengestellt.

Hier oder da sprudelte ein Gelächter aus jugendlich froher Kehle empor aus dem grauen Mann der Stille; sonst unterhielten die Truppen sich gedämpft, fast flüsternd. Die Soldaten erwarteten die Rückkehr ihrer noch in den Häusern entfernter Stadtteile tätigen Kameraden, die auf versteckte Belgier und Franzosen fahndeten. Eben wurde ein kleiner Trupp vorübergeführt; der soldatische Schritt und lustige Zurufe lockten einige Leute ans Fenster. Man erzählte von der belgischen Bevölkerung, von übertriebener Freundlichkeit oder vorhandenem, gewaltsam beherrschten Haß. Man lachte darüber. Namur war in deutschen Händen. Mochten die Leute mit Blicken spießen und schießen! Waffen be-

saßen sie keine mehr, nirgends hatte man welche gefunden. Sie würden sich hüten, denn man war scharf gerüstet . . .

Franz Reimann lehnte im Fenster. Wie traulich der Markt war! Horch, weit in der Ferne dumpfe Schläge: Kanonendonner, die deutsche Vorhut an der Arbeit! Immer voran so, dann war er bald wieder daheim. Eine weiche Träumerei überkam ihn; die Anstrengungen der letzten Wochen und das Gefühl der Geborgenheit versetzten ihn in einen wunderlichen Zustand von Willenlosigkeit und Wohlsein. Die Kameraden hatten schon ihre Ruhestätten aufgesucht; er wollte hier noch lange die Traulichkeit des Marktplatzes genießen und bunte Zukunftsbilder spinnen.

„Wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken?"

Er fuhr herum. Louison stand vor ihm. Er hatte die Tür nicht gehen hören. Lächelnd hob die Kleine das Tablett hoch, auf dem funkelnd wie Blut der Wein im Glase lockte. Rebenblut! Er griff freudig zu und trank auf der kleinen Spenderin Wohlsein. —

Der Trunk war wie Feuer und Flamme. Angeregt scherzte er mit Louison, die indes gleich das Zimmer verließ, als ihr Vater, Herr Dujardin, eintrat.

Der Drogist, ein kleines, bewegliches Männchen mit schwarzem Knebelbart und feurig stechendem Blick war heute von besonderer Freundlichkeit. Er wußte, daß Franz Reimann ihn verstand, wenn er langsam und sich hier und da wiederholend sprach, und heute ließ er sich zu einem Loblied auf die Deutschen herab, während er sonst stets auf den Krieg geschimpft hatte. Franz Reimann bemühte sich ihm zu folgen, ah, wie schläfrig, wie müde und abgeschlagen er war! Die Augen be-

gannen ihm zuzufallen, und nur mit Mühe hielt er sich wach. Woher diese Schlafsucht? . . .

Er sah Herrn Dujardins Gesicht, der ihn immer schärfer und aufmerksamer beobachtet hatte, ganz nahe über sich gebeugt, und mit der letzten Willenskraft des Entschlummernden hörte er ihn sagen: „Bald wirst du schlafen, aber Namur wird erwachen, ganz Belgien wird wach, die Stunde ist da!"

„Nein," wollte er rufen, . . . aber der Schlaftrunk umspann seine Sinne, mit einem Seufzer sank er hin.

Sachkundig untersuchte der Drogist die Festigkeit seines Schlafes; zur Vorsicht umschlang er Beine und Oberkörper des Soldaten mit einer langen Schnur, die er aus der Tasche hervorzog, und fesselte ihn an den Lehnstuhl, in dem er lag. Dann eilt er zur Tür und öffnet sie.

Gestalten huschen ins dunkle Zimmer, Gewehre und Revolver blinken im Lichtstrahl, der von draußen, vom Fenster des Rathauses hineinirrt. „Fertig?" fragt einer, eine hohe, verwegene Gestalt. Dujardin weist lachend auf den Gefesselten.

„Halt ihn im Auge, Louis!"

Der steht da mit dem deutschen Gewehr des Mannes, der ihn für einen kühnen, aber braven Knaben gehalten hat . . .

Und dann stehen sie regungslos im Dunkel des Zimmers, das Gewehr im Anschlag auf die Besatzungstruppe, die drüben plaudernd harrt, aus deren Mitte zuweilen Gelächter sorglos flattert.

Da, fern über den Dächern eine Rakete. Zischend bohrt sie hoch in den Nachthimmel; der Wind hat sich aufgemacht, die Fensterflügel knarren.

Einen grellen Pfiff jagt der Große durchs Fenster über den träumerisch rührenden Marktplatz, und es ist, als ob die Hölle auf dieses Zeichen gewartet hätte.

Der friedlich stille Platz ist im Nu ein entfesselter, tobender Orkan geworden.

Von allen Fenstern, von den Türspalten, von Dachluken und aus allen Ecken rattert das Mordgeknatter der Gewehre. Geheul und Geschrei tobt von allen Seiten. Die feigen Meuchler haben auf das eine Zeichen gewartet, ihr lang gesuchtes Ziel in einem betäubenden Schnellfeuer zu finden. Ein Bleihagel fegt in die Reihe der Truppen, in die erleuchteten Rathausfenster, überall hin, wo man diese verhaßten Eindringlinge vermutet.

Ein Glück, daß die Schüsse nicht so mörderisch sind wie der Haß.

Nur einen Augenblick dauert die lähmende Überraschung der Überfallenen. Dann hat jeder blitzschnell die Waffe und in kriegsgewandter Schnelligkeit Deckung gefunden.

Manche freilich liegen blutend da. Die andern finden trotz der siedenden Wut rasch ihre Kaltblütigkeit wieder, die einem solchen heimtückischen Feinde gegenüber mehr als einmal erprobt wurde. Der schändliche, bübische Verrat! Teuer soll er ihnen zu stehen kommen!

Der Platz ist leer. Die lauernden Heckenschützen finden kein Ziel mehr. Vereinzelt fallen ihre Schüsse.

Und jetzt: kurz, scharf: deutsche Kommandos. Trommelwirbel und aufreizendes Trompetensignal. Heraus mit den feigen Buben! Pfeffert sie in ihren Höhlen zusammen! Zischend fahren die Spitzkugeln aus deutschen Gewehren durch die Fenster, durch die Mauern.

Geklirr und Fall, vereinzelte scharfe Schreie im anfeuernden Geheul.

Hurra! Schon naht Verstärkung. Taktfester Schritt, Laufen, neues Hurra. Maschinengewehre mähen in die Häuserreihe, aus denen geschossen wurde. Wenn man besser sehen könnte! Der aufspringende Wind ist fast zum Sturm geworden, das Element leiht seine Wut dem Toben der Menschen. Leuchtkugeln erhellen auf Augenblicke die schwarze Nacht; was sich an Angreifern zeigt, wird in sicherem Feuergefecht auf's Korn genommen.

Und fern das näherrollende dumpfe Rasseln: das sind Kanonen. Ah, ihr dachtet, die vertrauensseligen Deutschen wie Hühner auf der Jagd abzuschießen? Seht zu, daß ihr davonkommt! Die Deutschen sind Soldaten, und gegen feige Mörder im Hintergrunde wissen sie sich zu schützen.

Schon haben die Verschwörer verspielt.

Eine Helle bricht herein, überwältigend und willkommen: der Sturm hat die schwarze Wetterwand des Himmels zerrissen, siegreich, in voller, runder Scheibe leuchtet der helle Mond herab.

Die Belgier fluchen. Die Dunkelheit, die Verbündete der Verbrecher, ist gewichen. Die Fenster werden verräterisch. Doch auch die Deutschen bieten besseres Ziel. Wo sind sie? Von der Erde verschluckt? Da huschen sie schon heran, verschwinden, sind wieder da, und krach, krach, schlagen die schweren Gewehrkolben dröhnend und splitternd gegen die Haustüren.

Der Einzelkampf in den Häusern beginnt . . . Treppe, Flur, Stuben sind Schlachtfelder . . .

Was ist? Was ist?

Franz Reimann fährt empor aus ohnmächtigem Schlaf. Der Höllenlärm könnte Tote erwecken. Entsetzt fühlt er sich gefesselt; entsetzt blickt er auf seine Umgebung; schrecklich weiß er sich, im Augenblick klar, in den Klauen der belgischen Bestie.

Louis!

Im hellen Mondlicht sieht er den Jungen, haßerfüllt, vertiert starren seine Augen, das Gewehr ist auf seine Brust gerichtet — er will das Gräßliche nicht sehen, schließt die Augen . . .

Der Schuß trifft ihn mitten in die Brust. Das Blut verströmt, er muß sterben, sterben von eines Knaben Hand.

Mit vollem, klaren Bewußtsein schaut er in die weiße Mondscheibe, die ruhig oben dahinschwimmt. Lisbeth! Die Kinder! Grüß sie, alter Mond, ich sterbe für mein deutsches Land, für Heim und Herd . . . hier, von einem Knaben im schnödesten Verrat gefällt. Louis, Louis, warum tat das deine Kinderhand? Ein ungeheurer Schmerz umfaßte ihn, der einsam im Kreise tobender Meuchelmörder todwund dalag. Gott, o Gott! Und mit diesem Schrei ging seine Seele hinüber.

So wußte er nicht, daß die Donnerwut des deutschen Geschützes seinen Tod rächte. Im Granatenfeuer stürzte das Haus zusammen. Der lauschige Marktwinkel war ein brandiger Trümmerhaufen geworden; Gewimmer und Siegesgeschrei brach aus dem Qualm, Gewehrgeknatter und Kanonendonner erstickten das wahnwitzige Geschrei der Empörung.

Und am Himmel stand der Mond.

Und lächelte. —

Weit ins Land sah er; in ein Rebenhäuschen am Rhein schaute er in das Fenster. Die Frau auf ihrem Lager wurde unruhig; den dumpfen wüsten Traum warf ihre Seele ab, sie öffnete die Augen.

Still horchte sie in die Nacht. Das Gluckſen der Rheinwellen drang durchs offene Fenster. Ihr Mann? — War es nicht ein geisterhafter Schrei, der ihr Herz berührte? Der Krieg, der schreckliche! Grauenhafter Wechsel ist seine Natur.

Du siehst ihn, lächelnder Mond.

Und ohne, daß sie es wehren konnte, erfaßte sie ein lautloses Schluchzen.

Das mochte der ewig lächelnde Mond nicht mehr ansehen.

Eine schwere, schwarze Wetterwolke zog er vors Gesicht, und das friedliche Rheintal lag im Gewitterdunkel.

Die Räder rollen.

Und immer hör' ich sie rattern,
die Räder so dumpf in der Nacht —
die Räder, sie rollen und rollen
hinaus in die Schrecken der Schlacht.

Sie haben hinweggetragen
das junge, das blühende Glück:
Den Sohn, den Gatten, den Liebsten —
oh! kehrt wohl einer zurück?!

Es donnert und dröhnt und knattert,
es regnet Eisen und Blei,
hin stürzen die zuckenden Leiber
mit gellendem Todesschrei.

Vernichtung und Entſetzen
begleiten den hölliſchen Chor,
es ſchlagen die gierigen Flammen
aus allen Dächern hervor.

Laut über den Donner der Schlachten,
weit über den Feuerbrand
dringt Weherufen der Mütter
und Kinder von Land zu Land.

Hoch ſteigt er über die Wolken
zu Gottes Thron empor:
„Dem Frevler weh, der die Greuel
des Krieges herauf beſchwor!“

L. v. Heemſtede.

An den Kriegsmond.

Golden leuchtender Mond,
auf dem allein noch Friede wohnt,
hoch über der waffenblitzenden Erdennacht!
O zeige dem Feldpoſten auf der Wacht
die feindlichen Reiter, die ſich durch den Hohlweg winden!
Laß die Ulanen am Wald die ſchlafenden Heerlager finden!
Und leuchte dem Luftſchiff auf der Geſpenſterreiſe,
daß es die Burg der Verderber zerſchmettre und zerſchmeiße!
Du feuchteſt den Verwundeten, auf dem Schlachtfeld vergeſſen,
mit Nachttau die berſtenden Lippen ... Gönnſt den Müttern,
die um die hochgewachſ'nen Söhne zittern,

im Traum, den Siegeslorbeer in Jünglingshaar zu
preſſen . . .
Oh zeig' den Kanonen die Schluchten, daß die Feinde
beim Morgengrau'n
ringsum in die Schlünde der tödlichen Rohre ſchau'n
und überwunden die weiße Fahne hiſſen!
Denn wie die Scheibe deiner gold'nen Glut
über den Finſterniſſen
iſt das deutſche Herz und möchte die Flut
ſeiner Liebe über die blutende Erde gießen,
bis wir den Feind, den wir beſiegt mit den Waffen,
auch mit der Seele beſiegen und wieder Frieden auf
Erden ſchaffen.

Leo Sternberg.

Deutſchlands Frauen.

Nun iſt der heilige Krieg entbrannt!
Weg welſche Sitte! Weg, welſcher Tand!
Wir ſchwören, deutſches Vaterland:
Ganz wollen wir dein,
ſtark, ſtolz und rein,
fromm, einfach wie unſre Ahnen ſein!

Iſt worden eine andre Zeit,
ſind andere Ziele uns heut bereit?
Des Hauſes Ehr' treu in Händen halten,
in ſelbſtloſer Liebe ſeligem Walten,
des Lebens Leid zum Licht geſtalten,
ſei höchſtes Ziel in Ewigkeit.
Dann ſind wir der herrlichen Helden wert,
die fürs Vaterland ſchwingen das blutige Schwert.

Hedwig Kieſekamp.

An Deutschlands Frauen.

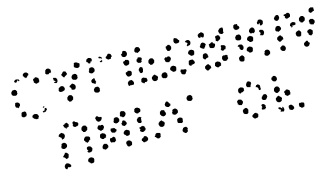
Nun gilt's! Ihr deutschen Frauen, die Zeit ist ernst und groß,
nicht eine lege müßig die Hände in den Schoß,
laßt uns der Welt beweisen an jedem neuen Tag,
was deutsche Frauenstärke und Opfermut vermag!

Gewaltig, wie die Sturmflut wuchs unsrer Feinde Heer,
die Männer stehn im Kampfe zu Deutschlands Schutz und Wehr,
hellauf in aller Herzen loht der Begeisterung Glut,
es geht auf Tod und Leben, es geht um Ehr' und Gut!

Klagt nicht, daß ihr zum Bleiben untätig seid verdammt,
Geduld, es wartet eurer ein heilig ernstes Amt. —
Schon leuchtet rot wie Purpur das Kreuz auf weißem Grund,
schon bringt man euch die Tapfern, verletzt und todeswund. —

Dann eilt, ihr deutschen Frauen, euch winkt ein hohes Ziel,
für unsre mut'gen Streiter macht Herz und Hand mobil,
verbindet ihre Wunden und kühlt des Fiebers Brand,
den Witwen und den Waisen reicht hilfsbereit die Hand.
Seid tapfer auf dem Posten in mancher bangen Nacht,
denkt, daß ob Nacht und Grauen ein Gott im Himmel wacht,
und fleht aus tiefstem Herzen, er mög' uns gnädig sein,
und unserm deutschen Volke glorreichen Sieg verleih'n!

Josephine Moos.



Des deutschen Bauern Weib.

Mann, Sohn und Knecht zieh'n fort ins Feld,
die Frau die Hand aufs Herze hält,
nicht klagen — nur nicht klagen. —
Ein herzhaft' Beten kurz und klar,
ein Streichen über blondes Haar,
ein Bürsten über'n Kragen.

Ein Winken mit der Schürze weit,
dann tiefes, hartverschwieg'nes Leid.
Nicht Zeit ist's zum Verzuge.
Die Sense fliegt durchs reife Feld,
und wenn's im Herbst kein Mann bestellt,
so geh'n wir hinterm Pfluge.

Den Tod in Feindesland sät ihr,
das Leben aber säen wir,
wir sä'n die grünen Saaten!
Und steht die Welt im Siegeslicht,
das sich um deutsche Helme flicht,
und deutsche Heldentaten,

dann prangt das gold'ne Feierkleid
der Heimaterde festbereit,
von Frauenhand gewoben.
Dann ist das große Erntefest,
das alle Glocken klingen läßt,
den deutschen Gott zu loben.

Martha Grosse.

Deutsche Bräute.

Mutter, meine Hochzeitsglocken läuten:
requiem aeternam —

ſchwarzumflort die Nachbarsleute ſchreiten,
Mutter, reich' mir meinen Wachsſtock her —
oh — wie iſt der helle Tag ſo ſchwer!
Mutter, weiß das Kreuz auf ſchwarzem Tuche
requiem aeternam —
nirgends iſt der eine, den ich ſuche,
in der Kirche ſteht der Sarkophag,
oh, wie iſt ſo ſchwer der helle Tag!
Um die Bahre opfert die Gemeine,
requiem aeternam —
um den Altar ſchreit' ich ganz alleine,
Kerzenduft und Weihrauchwolke ſchwillt,
mein erträumtes Schickſal iſt erfüllt.
Mutter, laß mich dir am Herzen weinen,
requiem aeternam —
um den einen, heißgeliebten, meinen,
donnernd dröhnt der Kameraden Schuß
meinem deutſchen Helden letzten Gruß.
Mutter, meine Hochzeitglocken läuten,
requiem aeternam —
fallend ſeh' ich ihn die Arme breiten,
ſelig iſt mein Märtyrer, mein Held
in dem Frieden einer beſſern Welt!

Eliſe Miller.

Mütter.

Und wenn die Welt von Blut und Feuer raucht,
wir Frauen hoffen doch, daß man uns braucht.

Wir treten ſtill aus unſrem engen Haus
und ſtrecken helfend unſre Hände aus.

Wir wiſſen, wie man Weh und Wunden heilt.
Wir ſammeln, was verloren und zerteilt.

Wir trocknen Tränen und wir weinen nicht,
wenn uns der Krieg das eigne Glück zerbricht.

Denn wir ſind Mütter. Alle Kämpfer ſind,
wenn ſie uns brauchen, unſrer Seele Kind.

Und das ihr Troſt, wenn eine Wunde brennt,
wenn uns das Volk mit heiligen Namen nennt.

Treue um Treue! Wer ſein Blut uns gibt,
der ſei von uns mit Mutterkraft geliebt.

Ilſe Franke.

Die junge Witwe.

Mit Kränzen am Allerſeelentag,
mit Lichtern wallt es hinaus
zum Friedhof, und keiner fehlen mag; —
ich aber bleib' zu Haus.

Es wandert das Volk mit eiligem Schritt
im Raſcheln des herbſtlichen Gold's.
Doch daß mich einer weinen ſieht,
dafür bin ich zu ſtolz.

Ich hole mir ſtill ſein Bild hervor:
du Auge, ſo treu und gut!
Sein Lachen klingt mir noch im Ohr,
und wilder ſchlägt mein Blut.

In Frankreichs Erde, fremd und fern,
begraben, wie lang ſchon, ruht
mein Herz, mein Held, mein Lebensſtern;
ach Gott, wie weh das tut!

Ob er versank ein strahlend' Licht?
Ob er am Weg verdarb?
Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!
Ich weiß nur, daß er starb.

Da er noch lebte, lag die Welt
um mich, ein Sommertraum.
Ein gelbes Totenlicht erhellt
den dunkeln Weg mir kaum.

Einen Buben hab' ich, ein Herzenspfand,
das ließ er mir zurück.
Wie streichelt mich die Kinderhand,
mein Sohn ist all mein Glück.

Ich weiß wohl, er wird stark und groß,
in Kraft wächst seine Hand,
und einst reißt ihn mir fort vom Schoß
zum Kampf das Vaterland.

Wenn wieder sich ein Feind erfrecht,
dann zieht er stahlbewehrt
hinaus, daß er den Vater rächt
und wird des Vaters wert!

Doch heute weiß ich nur einen Spruch,
den sprech' ich aus Herzensmacht:
zermalme, dreimal heiliger Fluch,
die diesen Krieg entfacht!

Laurenz Kiesgen.

Allerseelen 1914.

Auf sumpfiger Heide ein einsames Grab,
ein Reitersmann fiel hier vom Rosse herab.
Nicht Blumen, nicht Kränze, nicht Kerzenschein;

der Mond beleuchtet das Grab allein.
Nicht Kinder, nicht Eltern am Grabe stehn,
Ist niemand, der für den Reiter will flehn?
Im fernen Bergland, am Fenster, daheim,
da betet ein schneehaarig' Mütterlein.
„Mein Kind, das ich einstens mit Schmerzen gebar,
o komm' doch und streichle mein weißes Haar!
O komm' doch und drück' mich an deine Brust,
o komm' doch, erzähl' mir dein Leiden und Lust!"
Der Mond blickt durchs Fenster, der Mond blickt aufs Grab,
der Mutter Grüße bringt er herab.
Da fallen Schneeflocken wie Edelweißstern,
als Totenblumen vom Bergland fern.
Auf sumpfiger Heide ein einsames Grab,
ein Reitersmann sank hier vom Rosse herab.

Karl C. Rothe.

Der Brief unterm Christbaum.

Jula Lindolf.

Sie schiebt behutsam den gewölbten Jalousiedeckel des alten eichenen Schreibpultes zurück. Ächzend verschwindet er im Innern des Möbels. Nun öffnet sie eine Schublade, und ihre zitternden Hände greifen nach einem eingewickelten Gegenstand, den sie sorgsam in der Rocktasche verwahrt. Vorsichtig nimmt sie auf dem geflochtenen Sessel Platz, und ihre glanzlosen Augen irren suchend in der Stube herum.

„Hans!"

„Ja, Mutter!"

Ein stattlicher Bursche von ungefähr dreißig Jahren tritt einen Schritt vor, daß die Halberblindete seine Nähe fühlen könne.

„Was ſagte der Hauptmann?“

„Fort muß ich, keine Ausnahme gibt's. Morgen früh geht's nach Frankreich!“

„Alſo es muß ſein! Du kannſt dir denken, wie weh mir dieſe Nachricht tut. Doch will ich dir das Herz nicht ſchwer machen mit Jammern und Klagen.“

„Mutter, ich werde es Euch nicht erſt ſagen müſſen, wie hart mir das Scheiden fällt; Ihr wißt, wie mein ganzes Herz an der Heimat hängt. Aber diesmal gilt's für Gott, fürs Vaterland! Die Heimat und Euch, Mutter, vor den Feinden zu ſchützen, muß ich ins Feld ziehen.“

„Hans, ſetze dich noch ein wenig zu mir; wer weiß ...“

Der guten Alten treten Tränen in die Augen, und der Schmerz würgt ihr das Wort in der Kehle tot.

„Oder mußt du ſchon gleich fort?“

„Eine Stunde noch. Dann heißt es: Leb' wohl, du teure Heimat!“

„Ich habe für dich ein kleines Päckchen zuſammengerichtet. Reſi hat dir ein warmes Hemd genäht und Socken geſtrickt. Deine Holzpfeife liegt ganz oben, die Kramernachbarin hat dir ein Päckchen Rauchtabak und Schnupftabak geſchickt. Schauſt noch einen Augenblick zu ihr hinein und dankſt ihr für die Gabe, gelt?“

„Ja, Mutter!“

„Und dies Briefpapier auf dem Tiſch und den Bleiſtift ſteckſt du am beſten ſelbſt zu dir. Dann haſt es gleich zur Hand, wenn du es brauchſt. — Gelt, ſchreib' mir, ſo oft du kannſt. Die Briefe ſchickſt aber an unſern Herrn Pfarrer; der wird dir dann ſchon antworten, meine verzitterte Schrift könnte ja niemand leſen!“ Es iſt für einige Augenblicke ſtill in der kleinen Stube. Nur das Ticken der Uhr kriecht ſchrill die Wand entlang, erbar-

mungslos Minute um Minute weghackend von der kurzen Frist, die Mutter und Sohn noch zusammen verbringen dürfen. Da greift die alte Frau in die Tasche, kramt ein wenig in derselben herum und zieht endlich den eingewickelten Gegenstand heraus. Sie versucht das Papier loszulösen, aber den zitternden Händen gelingt es nicht.

„Hans, mache du es auf!"

Und wie er öffnet, da blitzt ihm helles Silber entgegen; ein Medaillon der unbefleckten Jungfrau schimmert in seiner Hand.

„Du mußt es öffnen!" sagt die Mutter und macht den stummen Betrachter auf das Druckschloß aufmerksam.

„Brauchst nur auf den Stift zu drücken, dann springt es auf!"

Sie lächelt; es macht ihr Freude, dem Sohn etwas zu zeigen, das er nicht kennt; meist ist ja das Gegenteil der Fall. So oft hat er ihr von Luftschiffen, Fahrzeugen und von fabelhaften Schiffen, die das Meer unsicher machen sollen, erzählt, und sie hat staunend den Worten des Sohnes gelauscht.

Hans hat inzwischen den Mechanismus entdeckt, und wie er öffnet, findet er darinnen das Jugendbildnis seiner Eltern.

„Mutter, das soll mir ein Heiligtum sein!" Mehr sagt er nicht, das ist so seine Art. Aber sie kennt ihn und ist zufrieden.

Dann reden sie noch von diesem und jenem, das während des Sohnes Abwesenheit zu besorgen wäre; er gibt ihr auch Ratschläge für den Fall, daß er vom Kriege nimmer heimkommen sollte.

„Wegen des Geldes braucht Ihr nicht in Sorge zu sein. Die Rente bekommt Ihr ja auch während der

Kriegszeit, und außerdem könnt Ihr jederzeit beim Pfarrer Geld holen, wenn es besondere Zahlungen gibt."

„Ist mir schon recht, daß ich wegen des Geldes nicht in Angst sein muß; nie könnte ich ruhig schlafen, wenn all das Geld — sind es nicht bei tausend Mark? — im Hause läge. Ich werde ohnedies nicht viel Geld brauchen; meine Kuh und die Hennen sorgen schon, daß ich das Nötigste im Hause habe." Unterdessen ruft der Kuckuck die fünfte Stunde von der Wand herab. „Ganz vergessen hab' ich auf den Kaffee. Hast doch noch Zeit?" Eilig trippelt sie an den Ofen, faßt mit dem Schürzenzipfel das heiße Gefäß und schüttet den Inhalt in eine große Tasse. Die stellt sie vor Hans auf den Tisch und schiebt ihm ein Teller mit schönen Kuchenschnitten fürsorglich hin. Ein angenehmer Duft steigt auf. Mit großem Appetit löffelt Hans den Kaffee und den aufgeweichten Kuchen aus. Die Mutter sieht ihm zufrieden zu, nur manchmal denkt sie, es möchte das Letzte sein, was Hans zu Hause ißt, und dann zuckt es ein wenig um ihre Mundwinkel. Die Aufregung läßt sie nimmer ruhig am Sessel verweilen; sie holt das Päckchen, schiebt die Schnur, die es zusammenhält, bald rechts, bald links, wischt an Hansens Waffenrock Staub weg, der nicht dort ist, und daneben gibt sie allerlei Ratschläge, wie er auf seine Gesundheit zu achten habe.

Jetzt ist er fertig; mit einem geräuschvollen Ruck schiebt er den Stuhl hinter sich weg, strafft sich auf, richtet etwas an seiner Uniform und schnallt zuletzt den Ledergurt mit dem Seitengewehr um.

Die Mutter schaut ihn nochmal an; wie stramm er dasteht! Fast stolz ist sie nun, daß sie auch einen Sohn ins Feld schicken kann.

„Also, Hans, behüt' dich Gott! Bleibe gesund! — — Ob ich dich wiedersehe? Wir wissen es nicht. Vielleicht bin ich nicht mehr, bis du wiederkommst. Gott vergelte dir deine Sorge um mich reichlich!"

Tränen ersticken die Stimme der Mutter.

„Mutter, weinet nicht; wenn es Gottes Wille ist, dann sehen wir uns nach dem Kriege wieder und halten einen frohen Festtag. Reserl hat schon versprochen, nach Feierabend Euch auf ein Kurzes oder Langes zu besuchen. Dann könnt ihr euch gegenseitig trösten. Und nun gebt mir noch den Segen! Ich muß ja gehen, höchste Zeit ist!"

Tapfer hat er sich gehalten bis zuletzt. Wie er niederkniet und auf der Mutter Segen wartet, da steigen heiße Tränen auf. Mit Weihwasser besprengt die alte Frau ihren Sohn, und sie kann es nicht wehren, daß Gedanken an das Sterben ihres Mannes auftauchen, den sie auch mit geweihtem Wasser bekreuzte. Ob sie den Sohn auch schon den Toten zuzählen muß? Mit einem Segensspruch entläßt sie ihren einzigen Sohn. Ihr letztes Wort an ihn ist dies: „Vergiß das Medaillon nicht!"

Am Gartentor steht ein Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren. Ein Päckchen gibt es dem Scheidenden und ein Edelweißsträußchen. Er faßt die zitternde Hand, küßt seine Braut auf Lippe und Wange und reißt sich schnell los: „Reserl, behüt' dich Gott, mein lieber Schatz!"

Das Bräutchen hält sich tapfer, winkt ihm lange nach und geht dann ins Haus, die alte Frau zu trösten.

* * *

Woche um Woche vergeht. Jedesmal zittert die alte Frau, wenn ihr der Pfarrer sagen läßt, daß eine Nachricht von Hans da sei. Getröstet verläßt sie dann immer das

Pfarrhaus. Freilich muß ſie noch lange Geduld haben, bis ihr Einziger heimkehrt. Die Leute ſagen, der Krieg werde lange dauern, wenigſtens noch ein halbes Jahr; andre glauben noch länger. Vielleicht täuſchen ſie ſich, denkt das alte Mütterlein. Vielleicht iſt an Weihnachten Schluß. So hofft die Frau und ſagt ſich dieſen Troſt des Tages wohl zehnmal vor, und ſo geht es Tag für Tag .. Noch vier Wochen ſind bis Weihnachten. Das Mütterlein ſpart und ſpart, gönnt ſich kaum das Nötigſte zum Eſſen und Trinken, nur um ein ſchönes Weihnachten feiern zu können. Mit dem Gedanken an dieſen Tag ſteht ſie des Morgens auf; er begleitet ſie bei allen kleinen Geſchäften; und in ſpäter Stunde wiegt er ſie in Schlummer. Beim alten Martin hat ſie ſchon ein Chriſtbäumchen beſtellt, und Reſi muß nach M. auf den Weihnachtsmarkt und dort glitzernde Kugeln und farbige Kerzen kaufen und eine ſeidene Krawatte. Das ſchönſte aber ſind drei Goldſtücke, die nimmt ſie oft aus der Schublade und ſtellt es ſich vor, wie ſie den Hans damit überraſchen wird. Davon kann er ſich dann eine ſchöne Pelzkappe kaufen, wie er ſie ſich ſchon ſo lange gewünſcht. Lächelnd wickelt ſie immer die Goldſtücke in das rauſchende und kniſternde Seidenpapier und legt ſie in das Schreibpult. Reſi teilt zwar die Meinung der alten Frau, daß der Krieg bald zu Ende ſein wird, ganz und gar nicht. Sie wendet aber nichts dagegen ein, weil die Mutter ſo glücklich in dieſer Hoffnung lebt. Raſch gehen in ſolchen Gedanken die Tage dahin.

Aber nun iſt ſeit vierzehn Tagen von Hans keine Nachricht mehr gekommen. In dem Herzen der Mutter ſteigen zeitweiſe Sorgen auf, die immer größer werden, je länger kein Brief von ihrem Sohne kommt, und immer häufiger

überfällt sie peinigende Unruhe. Nach dem Gottesdienst, den sie trotz Schnee und Kälte täglich besucht, wandern ihre matten Blicke fragend zu dem geistlichen Herrn. Er weiß es; das alte Mütterlein tut ihm in der Seele leid. Aber immer noch kann er sie nur mit dürren Worten trösten von einem Tag zum andern. Die arme Frau verbringt lange schwere Nächte; Stunde um Stunde liegt sie schlaflos im Bett, und fallen ihr endlich die müden Augen zu, dann quälen sie aufregende Träume und schrecken sie aus dem Schlafe auf. Nur manchmal schimmert durch das große Leid der Gedanke an Weihnachten wie ein gold'ner Lichtfunke hoffnungbringend hindurch: „Vielleicht kommt er doch!"

Der Morgen des 24. Dezember bricht an. Von Hans ist noch keine Zeile da. Oft öffnet sie die Türe zu Hansens Zimmer. Da blitzt es vor Sauberkeit. Ein großer Tannenzweig steht in einem Glase auf dem freundlich gedeckten Tisch und durchduftet erfrischend den kleinen Raum.

Die Alte horcht auf; Männertritte nahen. Ihr ist, als höre das Herz zu schlagen auf; sie wagt es nicht, nach der Türe zu sehen, wer eintritt. Wenn . . . Hans käme!

„Guten Abend, Nachbarin!"

Die Stimme kennt sie; der Hollerbauer Joseph ist's.

„Bist du da? Was macht die Wunde?"

„Dank' der Nachfrag'! Besser geht es; in zehn Tagen muß ich wieder ins Feld! Und was wißt Ihr von Hans?"

„Vier Wochen lang habe ich von ihm keine Zeile mehr bekommen."

„Vier Wochen? Hm!" sagt der Nachbarssohn nachdenklich und murmelt für sich: „Vor vier Wochen war's!" Laut setzt er dann hinzu: „Woher kam sein letzter Brief?"

Die alte Frau geht jammernd zum Schreibtisch und

holt eine Schachtel. Da drinnen liegen alle Briefe und Karten ihres Hans.

„Such' ihn dir selbst heraus; ich kann's doch nicht lesen."

Obenauf liegt der Brief, und der Bursche liest: „Dionville, den . . ."

„Das stimmt; dann ist das Medaillon . . ."

„Welches Medaillon?"

Joseph zieht es aus der Westentasche und gibt es ihr. Es ist ganz zerschlagen oder zerschossen — — „Ich kenn' es selber nicht", fügt er bei.

„Ist Hans . . . tot?"

Das letzte Wort schreit sie gell hinaus.

„Tot . . . ist er! Sag' es nur, gelt, er ist tot!"

Händeringend läßt sich die Mutter in den Sessel fallen und jammert. Ein heißer Schmerz durchglüht ihre Brust, und die tränenlosen Augen brennen wie Feuer.

„Mein Hans . . . tot!"

Endlich kommt Joseph zu Wort. „Davon weiß ich nichts. Im Feldlazarett lag einer und zeigte das Medaillon herum; mir kamen die Bilder bekannt vor und ich bat ihn, es mir zu überlassen und zu sagen, wie er zu dem Medaillon gekommen sei. Er erzählte, ihm sei das Roß weggeschossen worden, und wie er nach einem herrenlosen Gaul Umschau gehalten habe, da sei ihm ein glänzender Gegenstand vor seinen Füßen aufgefallen. Es war das Medaillon." Mehr wußte er nicht. Joseph ist mit seiner Erzählung kaum zu Ende, da beginnen die Klagen der Frau von neuem.

„Mein Hans! Mein Hans!"

Resi hat den Hollerbauer Joseph ins Haus hineingehen sehen; es läßt ihr keine Ruhe, sie *muß* schauen, ob er von Hans etwas weiß. Sie erschrickt, wie sie das trost-

loſe Bild gewahrt. „Was iſt's mit Hans? Mutter, was ſeid Ihr ſo traurig?"

Doch die gibt nicht an; ſie merkt es wohl gar nicht, daß Reſi da iſt; ihre Gedanken ſind weit, weit weg von hier!

„Mein Hans! Mein Hans!"

Es dämmert ſchon; der Hollerbauer Joſeph ſchleicht aus der ungemütlichen Stube fort wie einer, der ein Verbrechen begangen. Reſi redet auf die alte Frau ein und ſucht es ihr auszureden, daß Hans tot ſei. Da klopft es, und herein tritt der Pfarrer.

„Ja, was gibt es denn? Heute am Chriſtabend ſo traurig?"

Reſi erzählt dem Geiſtlichen die ganze Sache.

„So, ſo. Solche Nachricht hat der Joſeph gebracht. Da iſt es ſchon gut, daß ich ſelbſt den Gang getan habe zu Euch. Nicht wahr, Frau Hart, Ihr hättet Euch jetzt ſo gegrämt, daß Ihr heute nimmer zu mir gekommen wäret, wenn Euch meine Roſi in den Pfarrhof gerufen hätte. Und ich habe doch euch beiden ſo Wichtiges mitzuteilen! Ein Brief und eine Karte von Hans iſt da."

Die beiden ſehen erſtaunt und zugleich zweifelnd den Geiſtlichen an.

„Aber Licht mußt du ſchon anzünden, Reſi; ſonſt iſt's mit dem Vorleſen nichts! Zünde das Weihnachtsbäumchen an; bei ſeinem frohen Schimmer wollen wir hören, was Hans ſchreibt."

Die alte Mutter kann es immer noch nicht faſſen, daß Hans doch nicht tot iſt. Sie iſt ſprachlos. Reſi zündet ein Lichtlein ums andere an; unterdeſſen reibt der Pfarrherr ſeine Brille, die in der warmen Stube angelaufen iſt, glänzend. Nun ſitzen ſie alle unter dem ſchimmernden Chriſtbaum, und der Hochwürdige lieſt:

„Liebe Mutter!

Schwere Tage liegen hinter uns! Seit zehn Tagen bin ich im Feldlazarett. Eine Kugel traf mich in dem Gefecht vor Ch. (den Ort darf ich noch nicht nennen). Sie glitt an dem Medaillon glücklich ab, fuhr aber in den Arm. Eine Weile war ich bewußtlos. Als ich erwachte, sah ich meinen Hauptmann in heißem Gefechte stehen. Ich raffte alle Kraft zusammen und erhob mich. Zwei bayerischen Soldaten und mir gelang es, den Bedrängten zu befreien. Er versprach, uns für das Eiserne Kreuz vorzuschlagen. Bei diesem Kampf aber muß ich das Medaillon verloren haben. Es hat mir dieser Verlust sehr leid getan, denn das Medaillon hat mir das Leben gerettet. Vielleicht komme ich zu Weihnachten nach Hause. Kannst Du mir wieder ein Medaillon besorgen, freilich ein einfacheres. Ich möchte nicht ohne ein solches in den Kampf ziehen, wenn mein Arm wieder geheilt ist. Wie geht es Dir? Bekommst Du meine Briefe? Besucht Dich Resi fleißig?

Es grüßt Dich herzlich

Dein

Hans."

„Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank!" sagt die Mutter, die nun überglücklich ist.

„Und nun hört, was auf der Karte geschrieben steht:

„Liebe Mutter!

Heute habe ich das Eiserne Kreuz erhalten! Ich darf morgen das Lazarett verlassen! Auf Wiedersehen am Weihnachtstag!"

„Frau Hart, ich gratuliere zu dem doppelten Glück Ihres Sohnes. Feiern Sie ein recht frohes Weihnachten

und auf morgen lade ich Sie und Ihren Sohn, der jedenfalls mit dem Abendzuge heute kommt, zu einem fröhlichen Nachmittagskaffee ein. Die Braut kommt natürlich auch!"

Mit diesem Gruß verläßt der Hochwürdige die Stube, in die nun mit einem Male so viel Licht und Weihnachtsjubel gekommen ist.

Maria vom Rosenkranz.

So rot haben Rosen noch nie geblüht
zu deiner Ehre, Maria!
So tropfte noch niemals in Perlen das Blut
zu deinem Feste, Maria!
So haben noch nie die Herzen gekniet
vor deinem Bilde, Maria!
So niemals gerufen in heißer Glut
viel tausend Herzen: „Maria!" —

O steh' uns bei! O streck' die Hand
zum Schutz für unser Vaterland,
o senk' den Mantel von dem Thron
auf jeder deutschen Mutter Sohn!
Ein überfallenes Geschlecht
schreit auf zu dir: „Gib Sieg dem Recht!"
„Maria hilf!" Es fleht das Weib:
„O schütze meines Mannes Leib!"

„Maria hilf!" Es schluchzt die Braut,
die angstvoll in die Ferne schaut.
„Maria hilf!" Es weint das Kind
um seinen Vater. Sei ihm lind!
In unsern Kirchen strahlt dein Bild
aus Rosenkränzen wundermild.

Ein Rosenkranz aus Perlen rein,
wie selten einer, wird dir sein:

Nimm all der Tränentropfen Zahl,
des deutschen Volkes Herzensqual,
nimm all die Tropfen Blutes hin,
kostbarste Perlen, Königin!
Und steh' uns bei, führ 'uns zum Sieg
in diesem grausen Völkerkrieg! —

So rot haben Rosen noch nie geblüht
zu deiner Ehre, Maria!
So tropfte noch niemals in Perlen das Blut
zu deinem Feste, Maria!
So haben noch nie die Herzen gekniet
vor deinem Bilde, Maria!
So niemals gerufen in heißer Glut
viel tausend Lippen: „Maria!"

Elise Miller.

Das Kind.

Es starrt ein Haus verlassen, —
zerschossen und verbrannt,
hoch über Trümmergassen
ins arme Preußenland.

Es haben wilde Horden
dies stille Glück gestürmt,
mit Schänden und mit Morden
die Not zu Hauf' getürmt.

Die Leute sind vertrieben,
das Vieh fiel Stück für Stück.
Ein Menschlein ist geblieben,
des Hauses größtes Glück.

Es hockt auf windiger Diele,
das Köpfchen ſchlummerſatt,
ein Kind, das nach dem Spiele
ſich tief verſchlafen hat.

Die Mutter liegt verdorben
und nackt am Waldesrand.
Der Mann iſt ſchwer geſtorben
von Stich und Schuß und Brand.

Die Knechte ſind geflohen,
vielleicht ſind ſie ſchon tot.
Es trieb das blutige Drohen
ſie jäh in Nacht und Not.

Wer wird das Kind bewahren,
wenn es verwaiſt erwacht?
Herrgott, ſend' deine Scharen!
Du haſt der Waiſen acht.

Ilſe Franke.

Ein Wiegenlied.

Er iſt gefallen, ich weiß nicht, wie
ſein Blut er vergoſſen hat.
Sei ſtille, mein Kind, und vergiß es nie:
dein Vater war ein Soldat!

Er iſt gefallen, ich weiß nicht wann —
in der Schlacht auf blutigem Feld!
Sei ſtille, mein Kind, und denke daran:
dein Vater war ein Held!

Er iſt gefallen, ich weiß nicht wo —
ſein Grab keine Träne begießt.
Sei ſtille, mein Kind, und wein' nicht ſo:
dein Vater im Himmel iſt!

Er iſt gefallen! Sei ſtille, ſei ſtill,
mein Kind, und trage die Laſt;
es war des Herrgotts heiliger Will':
daß keinen Vater du haſt!

Br. Willram.

Das Rote Kreuz.

Nun ihr die Schlacht geendet,
der rote Abend ſinkt.
Viel edles Blut verſchwendet,
das ſtumm die Erde trinkt.

Manch kühner Blick gebrochen,
um den ſich Sehnſucht härmt.
Manch tapf'res Herz zerſtochen,
das jung und froh geſchwärmt.

Das Feld durchwallen Fetzen
von ſcharfem Pulverdampf.
Verraucht das wilde Hetzen
und Sturm und Flucht und Kampf.

Inmitten all der Toten
zuckt mancher wunde Mann
und klagt den blutig roten,
gnadloſen Himmel an.

Da nahen ſtille Frauen
im dunklen Schweſternkleid
und lindern Qual und Grauen
und Durſt und Einſamkeit.

Es quillt von ihren Händen
Balſam für Freund und Feind,
und Haß und Rachſucht enden,
weil Liebe ſie vereint:

Ihr ſollt mich Schweſter nennen
bei Freund und Feind im Feld.
Wo Kampf und Wunden brennen,
da ruft mich meine Welt.

Da haben meine Hände
ihr Pflegewerk zu tun,
bis ſie nach Kampfesende
im ewigen Frieden ruh'n.

Ilſe Franke.

Das Rote Kreuz.

Wenn der Schlachten Donner rollt und gellt,
geht ein Kreuzbild ſegnend übers Feld.

Rotes Kreuz, du heil'ges Friedenszeichen,
das du wandelſt unter Blut und Leichen,

das du ſchreiteſt ſelbſt im Kugelregen
furchtlos, um zu heilen und zu pflegen,

das du retteſt, die am Weg gefunden,
das du mild verbindeſt alle Wunden,

das du tauſend teuren Heldenleben
die Geneſung wiederum gegeben,

das du reichſt im ſtillen Hoſpitale
Fieberdürſtenden des Heiltranks Schale,

das du ſelbſtlos nach des Heilands Willen,
nichts willſt, als der Kranken Schmerzen ſtillen!

Beugen ſoll das Haupt, wer dir begegnet!
Heil'ger Troſt der Schlachten, ſei geſegnet!

Lorenz Krapp.

Nicht Feind mehr — Bruder du!

(Kriegsepiſode.)

Heiß tobt die Schlacht. Die Feuerſchlünde ſpeien
mit Erd' und Luft erſchütternder Gewalt
Vernichtung in der Feinde dichte Reihen.
Sie ſuchen Deckung in dem nahen Wald,
Rettung in wirrer Flucht, doch nirgends finden
ſie vor den wilden Stürmern Schutz noch Halt.
Vorüber ſauſt's. In Todesſchmerzen winden
die tauſend Opfer ſich der grauſen Schlacht —
dann wird es ſtill, des Tages Lichter ſchwinden.
Wie ſtöhnt der Wind ſo bang in dunkler Nacht!
Da iſt, begraben unter Pferdes Rücken,
ein Krieger aus der Ohnmacht aufgewacht.
Nach langer Mühe will's ihm endlich glücken
ſich freizumachen von der ſchweren Laſt —
den friſchen Morgen grüßt er mit Entzücken.
Dann ſpringt er auf, von Schrecken jäh erfaßt
beim Anblick all der bleichen Schlafgenoſſen,
mit denen er geteilt die nächt'ge Raſt.
Schon wendet er den Fuß, zur Flucht entſchloſſen,
da hört ein leiſes Wimmern er und ſieht
im Graben einen, dem das Bein zerſchoſſen.
Ein junger Franzmann iſt's — behutſam kniet
der Deutſche neben ihm und ſtützt den Wunden,
dem bald der letzte Odemzug entflieht.
Sein harrt der Tod — nur noch ein paar Sekunden.
Die Lippe zuckt und auf die Bruſt er zeigt —
der andre nickt — den Brief hat er gefunden.
Aus der beklommnen Bruſt ein Seufzer ſteigt —
„Mère!" „Ja" und „fiancée!" — „Ich will's beſorgen!"

Ein Händedruck — ein Lächeln und — er ſchweigt...
Wie ſcheint dem Deutſchen nun ſo trüb der Morgen!
Dem Feinde ſchließt er ſtill die Augen zu;
ſorgſam im Rock hat er den Brief geborgen.
„Nun ſchlafe wohl! Nicht Feind mehr, Bruder du!
So muß ich um dein junges Leben weinen —
Schlaf' wohl! Gott ſchenke dir die ew'ge Ruh'!"
Und traurig hinkt der Deutſche zu den Seinen ...

Leo T. v. Heemſtede.

Im Dienſte des Roten Kreuzes.

Jula Lindolf.

Der Abend zieht am roten Himmel herauf und Nebel ſteigen zur Erde nieder, mit ihrem feuchtkühlen Schleier barmherzig die Opfer des vergangenen Tages bedeckend.

Ein Hund, den ſeine Decke mit dem roten Kreuz als Sanitätshund kennzeichnet, ſchleicht ſchnuppernd durch die Reihen der gefallenen Krieger zwiſchen Gebüſch und Feld und verſchwindet in einer verſteckten Talmulde. Oft bleibt er ſtehen, hebt den Kopf und horcht. Dann ſenkt er wieder die Naſe zur Erde und läuft und läuft. Vor der Mulde macht er plötzlich halt; er hat ein Geräuſch vernommen. Dieſem geht er nach und findet ſeinen Herrn. Er wedelt und winſelt vor Freude; aber das gewohnte Loſungswort hört er nicht; ſein Herr liegt regungslos am Boden und nebenan kniet ein Unbekannter und macht ſich an dem Daliegenden zu ſchaffen. Der Fremde ſchaut mißtrauiſch nach dem Tiere. Wird ihn der Hund verraten? Soll er fliehen oder den Hund töten? Es heißt ſchnell einen Entſchluß faſſen. Da hat ihn das Tier ſchon gepackt mit den Zähnen. Es gelingt dem Fremden, den Hund niederzuſchlagen; dann nimmt

er den am Boden liegenden Mantel des Sanitäters, wirft ihn über das Tier, daß es sich nicht wehren kann, drückt es mit einer Hand zu Boden, während er mit der andern ein Rasenstück ausreißt und samt Wurzel und Erde in den Rachen des Hundes steckt.

Eben erwacht der bewußtlose Sanitäter aus seiner Ohnmacht. Er sieht, wie der Fremde einen Hund mit einem Strick an einem Baumstamm festmacht. Es ist sein Hund, sein treuer Tyras.

„Tyras!" ruft er.

Er will sich erheben, doch die Glieder versagen den Dienst. Es ist, als drücke ihn jemand mit starken Armen zu Boden. Das Fieber wühlt in seinen schmerzenden Gliedern und bohrt wie eine Säge in seinem heißen Kopf. Doch seine brennenden Augen sehen alles — alles! Er muß schauen, wie Tyras gequält wird und kann nicht helfen. Vor seinen Blicken flimmert die rote Hose des Peinigers; ein Franzose ist's! Was hat er vor? Wird er ihn nun töten oder erst noch martern? Es wäre das erste Mal in diesem Kriege nicht, daß solches geschieht.

Der Franzose hat es gemerkt, daß der Herr des Hundes nun wach ist. Er beobachtet ihn scharf, ob er sich erhebt, ob er etwas gegen ihn tun wird. Schießen kann er nicht, er selbst hat ihm ja den Revolver aus der Seitentasche gezogen. Doch um Hilfe konnte er rufen. Aber wehe ihm, dann mag er sehen, wie er sein Leben rette! Nun hat er den Hund festgebunden am Baume. Bei jeder Bewegung, die das Tier machen will, zieht sich der Strick, der um den Hals geht, nur noch fester zusammen.

„Tyras!" ruft der Sanitäter wieder. Dann bittet er:

„Schonet meinen Hund! Meinen braven Hund!“ Der Franzoſe lacht, ſchlägt dem Tier mit der Fauſt auf den Rücken!

„Crieez, mon cher! Allez crieer toujours!“ lacht er höhniſch. Es macht der Rothoſe Spaß, den armen Hund vor den Augen des hilfloſen Sanitäters auf alle mögliche Weiſe zu quälen. Der Fieberkranke bittet flehentlich für ſeinen Hund; doch umſonſt. Der Franzoſe lacht mit rauher Stimme auf und zieht ein langes Meſſer hervor. Der Kranke ſieht es. „Gilt es dem Hund oder gilt es mir?“ denkt er und ſchreit den Franzoſen an: „Gott wird dich ſtrafen!“

Der lacht: „Ah pah! Votre Dieu!“ und geht an die Ausführung ſeines teufliſchen Planes.

Die Schutzdecke mit dem roten Kreuz reißt er dem Tiere ab. Nun ſetzt er das Meſſer an und ſchneidet eine Kreuzform in den Rücken des Hundes, der halbtot zuſammenbricht. Der Sanitäter ſieht nichts mehr; ihm ſchwinden die Sinne beim Anblicke ſolcher Unmenſchlichkeit. Der Franzoſe tritt zum Bewußtloſen heran, zieht ihm vom Finger den breiten Goldring und nimmt die wertvolle Uhr an ſich. — Da hallt in der Nähe ein Gebell! — — — Er horcht. — Er flieht.

Gerade noch iſt er rechtzeitig entronnen. Fünf Minuten ſpäter ſtehen zwei Sanitäter und ein Hund an demſelben Platz, wo er ſein grauenhaftes Werk getan. Sie ſehen mit Entſetzen, was hier geſchehen. Der Hund liegt wie tot dort. Ein Sanitäter müht ſich um den Bewußtloſen, der andre entfernt das Raſenſtück aus dem Rachen des Hundes und befreit das röchelnde Tier aus der Schlinge.

Da erwacht der Herr des Hundes. Er ruft ſogleich ſeinen Tyras. Dieſer kann ſich nicht bewegen, kennt aber

die Stimme seines Herrn und wedelt mit dem Schweife. Das Tier ist verloren. Die Bestie im Menschen hat es zu Tode gepeinigt. Der Sanitäter erhebt sich, von seinen Rettern gestützt, und schleppt sich hin zu dem armen, blutenden Tyras.

„Gebt mir einen Revolver!" bittet er.

Ein Schuß, und Tyras ist befreit von seinen Qualen.

Einige Wochen später. —

Der Sanitäter hat sich verhältnismäßig rasch erholt. Er kann nun wieder seinen Dienst versehen. Der erste Schnee liegt schon und wird von dem vergossenen Blute der Schlacht rosig gefärbt. Der Träger des roten Kreuzes schreitet bedächtig durch die Reihen der Gefallenen; dem und jenem legt er einen Notverband an, bevor man ihn auf einer Bahre oder im Auto fortbefördert. Da hört er ein langgedehntes Heulen durch die Nacht. Er lauscht. Es kam von derselben Richtung, wo er selbst vor Wochen gelegen ist und das Schreckliche erlebt hat. Ein Grauen befällt ihn, ein kaltes Fröstеln rieselt ihm durch alle Glieder; er muß an Tyras denken, und eine namenlose Wut packt ihn. Soll er hingehen an die Stelle jener Greuel? Doch vielleicht liegt dort ein deutscher Soldat, schmachtend nach Freundeshilfe. Dem muß er helfen! Er geht hin — ein Bild des Entsetzens bietet sich ihm. Da liegt einer: mit zerschossenem Gesichte. Ein Granatsplitter hat ihm die Kinnlade fast ganz zerschmettert. Der Mann ist — ein Franzose. Noch vor wenigen Minuten glühte des Deutschen Herz vor Haß gegen diese Menschen. Nun vergißt er ob des Elendes den Haß — er sieht nur den hilfsbedürftigen Menschen vor sich. Das Mitleid siegt . . . Wie ein Irrsinniger tobt der Verwundete vor Schmerz. Der Sanitäter kniet

nieder, beugt sich über den Franzosen. Dieser blickt ihm in die Augen und beginnt am ganzen Leibe zu zittern. Er will reden, doch die Zunge versagt den Dienst. Da erhebt er die Hände, krampfhaft flehend gefaltet. Der Deutsche glaubt einen Irrsinnigen vor sich zu haben. Er schickt mit dem Notpfeifchen einen Hilferuf in die Ferne, daß weitere Sanitäter zur Unglücksstelle kommen. Der Verwundete wird daraufhin noch unruhiger denn zuvor, seine flackernden Blicke haben etwas Grauenerregendes. Der Deutsche redet ihm in französischer Sprache zu, er möge sich doch beruhigen, es komme bald Hilfe. Doch immer wieder hebt der Verwundete flehend die Hände und zieht plötzlich aus seiner Rocktasche eine Uhr hervor, indem er stammelt: „Pardonnez . . .!“ Dann sinkt er ermattet zurück. Der Sanitäter betrachtet die Uhr, und vor ihm lebt die ganze Szene von damals auf. Also dieser war's! Soll er ihm gleich eine Kugel durch die ehrlose Brust jagen oder soll er ihn den Kameraden preisgeben — lebend kommt er dann nimmer ins Lazarett. Er hat zuerst dem Verwundeten den Rücken gekehrt; nun wendet er sich um und sagt langsam in französischer Sprache: „Gott hat dich gestraft! Ein Mächtigerer als ich hat Rache geübt! Denke daran, was mein armer Hund gelitten! Du warst ein elender Mensch; Gottes Strafe ist über dich gekommen; doch von mir hast du nichts mehr zu fürchten.“ Damit verläßt er den Verwundeten und gibt den ankommenden Sanitätern Weisung, ihn fortzuschaffen, daß ihm schnelle Hilfe werde.

Verlustlisten.

Namen, Namen und immer wieder Namen!
Tausende, die des letzten Weges kamen!

Tauſende, die noch eben jubelnd zogen
übers Land in brauſenden Heereswogen.
Tauſende, die von Pflug und Dorfesfrieden,
die von Werkſtatt, Eſſe und Amboß ſchieden,
tauſende, abertauſende, immer weiter . . .
Tod, du reiteſt ſchnell, gewaltiger Reiter!

*

Namen, Namen und immer wieder Namen!
Aber ſelig, die dieſes Weges kamen!
Auf zerſchoſſener Helme gold'nen Spitzen
ſeh'n wir unſeres Volkes Freiheit blitzen,
über den Strömen des Bluts, die dunkel rauſchen,
wird der Adler des Sieges die Schwingen bauſchen.
Die da fielen, von Kugel, Lanz' und Schwerte,
ſind ein Samen, geſät in Gottes Erde,
als ein Heer der Geiſter im Morgenglänzen
ſteh'n ſie ſchirmend um unſ'res Landes Grenzen,
über der Schlachten dunkeldonnernde Wetter
heben ſie ſegnend die blutige Hand als Retter,
während unten ringen und bluten die Streiter,
kämpfen als Geiſterheere ſie droben weiter.

*

Wehrt den Tränen, ihr Mütter und ihr Waiſen!
Selig ſollt ihr den Tod der Helden preiſen!

Lorenz Krapp.

Wofür ſie ſtarben — — —

(Unſeren Gefallenen gewidmet.)

Es lagen drei wunde Soldaten
in ihrer letzten Not;
es waren die jungen Saaten
von ihrem Blute rot.

Sie wurden nicht aufgefunden
im letzten Abendſchein,
in ihren Schmerzensſtunden
lagen ſie ganz allein.
Es war ein ſchlimmes Scheiden
im fernen Feindesland;
da hob in ſeinen Leiden
der Erſte die blaſſe Hand:
„Nun denk' ich an die Meinen,
dann wird das Sterben lind;
daheim wird bitter weinen
mein Weib, mein liebes Kind.
Treu hielt ich das Verderben
von ihrem Haupte fern,
ich weiß, wofür wir ſterben,
drum ſterb' ich ſtill und gern.
Kein Feind wird mir entweihen
den heimatlichen Herd,
und Weib und Kind befreien,
iſt wohl des Sterbens wert!"
Und als er ſtumm geworden,
da ſprach der Zweite ſacht:
„Mein Vaterhaus im Norden,
für das hab' ich gewacht!
Für das hab' ich geſtritten,
daß ihm nicht Knechtſchaft droht,
für das hab' ich erlitten
ſo frühen, bittern Tod!" — —
Sein Herz vergaß zu ſchlagen,
zu ew'ger Ruh' geſtellt.
„Nach mir wird niemand fragen
auf Gottes weiter Welt,"

so hauchte leis der Dritte.
„Da fällt das Sterben schwer.
Ach, meinem Heimkehrschritte
lauscht niemand, niemand mehr.
Wofür soll ich denn geben
mein letztes Herzensblut,
mein junges, junges Leben
und all mein Hab' und Gut?" — —
Doch plötzlich war entglommen
im Aug' ihm selt'ner Schein:
„Für die, die nach mir kommen!"
So sprach er und schlief ein.
Es ging ein leises Schauern
über die Blumen all,
laut schluchzte auf in Trauern
eine einsame Nachtigall.
Dem stillen Helden, dem frommen
hielten die ganze Nacht
alle, die nach uns kommen,
die letzte Ehrenwacht. — —

Hans Eschelbach.

Auf stiller Wacht.

Im welschen Land um Mitternacht,
im feindlichen Revier,
steht einsam auf der stillen Wacht
ein deutscher Grenadier.

Kein Stern erglänzt am Himmelszelt,
rings tiefe Dunkelheit,
nur dann und wann ein Dorfhund bellt,
sonst Stille weit und breit. —

Da malt die Sehnsucht seinem Blick
das Rebenland am Rhein,
er schaut der Heimat stilles Glück,
sein herzlieb Mütterlein!

„Sei, Mutter, stolz auf deinen Sohn,"
— so flüstert leis sein Mund, —
„das Kreuz von Eisen ward mein Lohn." —
Horch? — Regt sich's dort im Grund? . . .

Ein Ruf: „Wer da?" — Ein scharfer Knall —
ein welscher Späherblick, —
und klagend gibt der Wiederhall
den wehen Laut zurück. — — —

Ade! Du deutscher Grenadier,
du blonder Rheinlandsknab',
in fremder Erde gräbt man dir
ein frühes Heldengrab! —

Josephine Moos.

Die toten Reiter.

Die Schlacht ist vorüber, und allum schweigt
der Geschosse Gesurr und Gewimmel:
Der Rauch der brennenden Dörfer steigt
wie Qualm Gomorrhas zum Himmel; —
von Blut gerötet die Steppe dampft
wie nach Regen die Sommererde,
und rasend über die Stoppeln stampft
ein Rudel versprengter Pferde.

Sie suchen die Reiter — und stehen dicht —
und wiehern zum Herzerbarmen,
und blähen die Nüstern — und finden sie nicht
die längst schon Toten — die Armen;
und — locker die Sättel — von Bügel und Zaum

umflogen — ſtürmen ſie weiter,
indeſſen, umnachtet vom Todestraum,
im Blute ruh'n ihre Reiter. — —

Die Bruſt durchſchoſſen, vom Säbelhieb
durchbohrt und den Schädel geſpalten —
weil ſie dem Kaiſer das Wort und die Lieb'
und die Treu' bis zum Ende gehalten,
ſo liegen ſie kalt und ein jeder ein Held,
um die Lippen ein Lächeln des Sieges
unter wolkigem Himmel auf weitem Feld —
die blutigen Opfer des Krieges!

Br. Willram.

Einem Verwundeten.

Dich hat die feindliche Kugel getroffen.
Doch du haſt geſiegt:
Aus der Helden Wunden quillt Deutſchlands Hoffen:
Sie ſchließen die goldene Pforte offen
dem deutſchen Aar, der zur Sonne fliegt.

Hedwig Kieſekamp.

Ich hatt' einen Kameraden.

Wie oft ſang ich, da ich noch als Knabe in der Schule ſaß, dieſes Lied: „Ich hatt' einen Kameraden". Damals wußte ich noch nicht, daß ein berühmter ſchwäbiſcher Dichter, Ludwig Uhland, der Verfaſſer und Friedrich Silcher der Komponiſt dieſes Liedes war. Damals wußte ich wiederum nicht, wie es ſei, wenn man wirklich im Kriege einen guten Kameraden durch eine feindliche Kugel verliert. Jetzt weiß ich alles; und heute ſinge ich nicht mehr luſtig und froh dieſes Lied, ſondern mit zucken-

dem Munde und zuckendem Herzen. Denn ich habe im Kriege einen guten Kameraden verloren.

„Ich hatt' einen Kameraden,
einen beſſern find'ſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt."

Mitſammen ſind wir in die Schule gegangen, der Wild Xaver und ich. Im ſelben Dorfe ſind wir geboren und aufgewachſen. Hernach ſind wir beide in die Fremde gegangen und Jahre lang haben wir uns nicht mehr geſehen. Den kleinen Xaver habe ich nie recht leiden mögen. Ich glaube, wir waren beide böſe Buben, die den Eltern und Lehrern manchesmal Verdruß bereiteten. Aber das kann ich heute verſichern: nie iſt das mit Abſicht geſchehen. Nun war aber die Sache ſo: Xaver war überzeugt, daß ich böſe war; darum hat er mich nicht leiden mögen. Ich hingegen war von ſeiner Bosheit überzeugt und vergalt ihm Gleiches mit Gleichem.

Mit den Jahren ſind wir größer geworden, und jeder von uns hatte als Soldat gedient. Doch hatten wir uns nie geſehen. Da „ſchlug die Trommel zum Streite" im Auguſt des Jahres, und wir beide mußten in den Krieg ziehen. Bei Nacht haben wir die Heimat und unſere Lieben verlaſſen müſſen, um gegen die feindlichen Franzoſen zu kämpfen. Als ich im Felde ſtand, erkannte ich zu meinem großen Erſtaunen in meinem Nachbarn den Wild Xaver. „Xaver! Biſt du's? Biſt du's wirklich?"

Und er war es wirklich! Am liebſten wäre ich ihm an den Hals gefallen, ſo groß war die Freude des Wiederſehens nach ſo langer Zeit unter ſo eigenartigen Umſtänden. Xaver war nicht weniger glücklich als ich.

Vergessen war alles „Böse" der Vergangenheit; wir tauschten unsere Erinnerungen und Erlebnisse aus und wußten auf einmal aus unserer Jugendzeit nur Gutes zu erzählen. Fest hatten wir uns die Hand gedrückt, und unsere Blicke hingen warm und frohlockend ineinander. Als wir so redeten in unserem Schützengraben von unserer Heimat, war es uns, als hörten wir klar und deutlich die Glocken unseres Heimatkirchleins klingen. Wir sahen unsere Eltern wie in einem heiligen Gesichte vor uns, den alten Lehrer sahen wir, wie er uns freundlich lächelnd auf die Schultern klopfte — — ach! So vieles sahen und hörten wir, und dann schworen wir uns Freundestreue im Kriege, Treue in Freud und Not. Leise sangen wir:

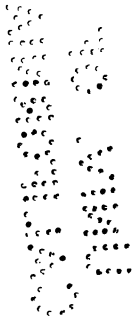
„Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern find'st du nit."

Von nun an blieben wir die Unzertrennlichen. So oft die Trommel zum Streite schlug, gingen wir voran gegen den Feind — Tritt an Tritt. — Manchen blutigen Strauß hatten wir zu bestehen, und ich glaube, wir gehörten immer zu den Tapfersten. Ich kämpfte nicht allein um mein Leben, um mein Vaterland, für meinen Kaiser, sondern immer auch für meinen Kameraden. Und Xaver blieb an meiner Seite und schützte mich, so oft es notwendig war.

So eilten wir von Gefecht zu Gefecht, immer siegreich, bis der Tag einer großen Schlacht kam. Ein herrlicher Sonntagsmorgen war's.

„Xaver, daheim gehen sie jetzt in die Kirche und beten für uns."

Xaver nickte, und es kam mir vor, als sei er traurig.



„Xaver! Gott und die Jungfrau werden uns schützen! Es geht zur Schlacht! Beten wir!"

Und leise sprachen wir zusammen ein „Vaterunser". Dann ging es fürchterlich los. Wir hatten nicht mehr Zeit, auch nur ein einziges Wort miteinander zu reden. Unsere Büchsen knallten ununterbrochen, der Donner der Kanonen brüllte dazwischen, die Luft wogte wie des Meeres wild aufgepeitschte Wellen. — — —

Über uns zog ein „Zeppelin" majestätisch durch den Ozean der Luft, Flieger schossen über das Schlachtfeld — Granaten surrten und pfiffen und heulten — wir gingen Tritt für Tritt vorwärts und warfen den Feind. Mancher neben uns ward schon niedergeschmettert auf den blutigen Rasen. Da war's, als hätte der Feind gerade uns als Ziel seiner Geschosse auserkoren. Am Himmel sahen wir die Feuerstreifen aufsteigen, wie feurige Schlangen mit schwarzen Köpfchen sausten die Granaten zu uns herüber. Wir beide blickten empor — —

„Eine Kugel kam geflogen;
gilt sie mir oder gilt sie dir."

Das war immer unsere heiße Frage. Und Gott dankten wir, wenn sie keinem von uns galt. Dann tauschten wir schnell einen dankbar-freudigen Blick und kämpften weiter, bis gerade gegen uns eine Kugel flog. Mit schrecklichem Getöse platzte die Granate über uns —

„Ihn hat es weggerissen;
er liegt mir vor den Füßen
als wär's ein Stück von mir."

Ich hab' es gesehen, wie er hinsank, mein lieber, mein bester Kamerad. Mir war's, als hätte die Kugel auch mich getroffen, als müßte auch ich hinsinken. Wie gerne hätte ich ihn mit beiden Armen umschlungen und ihn fort-

getragen! Ich wendete mich ſchon nach ihm — ſein Blick begegnete dem meinen — — ſeine Hand bewegte ſich, als winkte ſie mir Lebewohl . . .

Da ging's zum Sturm. Ich hatte keine Zeit mehr, mich um meinen Kameraden zu kümmern.

„Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib' du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!"

Mit „Hurra" ging es voran, meine letzte Kugel war verſchoſſen — — wild ſauſte mein Kolben nieder auf den Feind, mit dem wir Bruſt an Bruſt kämpfen mußten.

Es war eine ſchreckliche Stunde. Ich kämpfte für zwei — für mich und meinen Kameraden. Ich kämpfte auf Leben und Tod — meinen Freund mußte ich rächen. Bald wendete ſich der Feind zur Flucht — die Schlacht war gewonnen. Müde und zitternd vor Anſtrengung kehrte ich zurück zu meinem Kameraden. Ich fand ihn, im Tode lächelnd, die Hand nach mir ausgeſtreckt. Da kniete ich nieder und weinte, küßte ihm noch einmal den bleichen Mund und ergriff die ſtarre Hand.

„Bleib' du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad!"

Es war mir eine heilige Pflicht, den Toten der Erde zu übergeben. Weinend grub ich ein Grab und legte ihn hinein, meinen beſten Kameraden. Nun wird er im Himmel ſein, geſchmückt mit der Siegespalme, der Märtyrer des Krieges, mein guter Kamerad. —

Die Sieger.

Am Brunnen Juturna da tränkten ſie
die Roſſe nach blutiger Schlacht,

als sie die Botschaft ihres Siegs
dem Volke heimgebracht.

Das waren die Söhne des donnernden Zeus,
die kämpften in Römerreih'n. —
Vom kühnen Dioskurenpaar
erzählt der Brunnenstein. — —
O deutsche Brunnen in Dorf und Stadt,
o Quelle, Bach und Teich!
Jedwedes Wasser silberhell
im weiten Deutschen Reich!
Wie wollt ihr laben die Rösser treu
nach diesem blut'gen Krieg,
wenn unsre Söhne göttergleich
erwarben Ruhm und Sieg?

M. Herbert.

Jungfer Lüttich.

Und das war der Herr von Emmich,
dieser sprach: „Die Festung nehm' ich,
Jungfer, mach' den Laden auf!
Heißgeliebte Jungfer Lüttich,
laß mich ein zu dir, ich bitt' dich,
Hochzeitsgäste warten drauf."

Doch die Jungfer Lüttich süße,
wollte nicht Herrn Emmichs Grüße,
wollt' ein ander Eh'gemahl;
einen andern, einen Franzen,
wollt' nur mit dem Schranzen tanzen,
der sich durch das Pförtlein stahl.

Aber sprach der Herr von Emmich:
„Deine Hochzeitstüre stemm' ich",

gab das Zeichen zu dem Tanz.
Und mit Fetzen und mit Scherben
tat er um die Jungfrau werben,
schoß ihr ab den Hochzeitskranz.

Blümlein warf er an die Mauer,
Rosen blühten rot, mit Schauer
zuckten Hochzeitsfackeln auf.
Ja, das war ein herzhaft Schießen
und ein großes Blutvergießen
bei der Hochzeit und der Tauf'.

Herr von Emmich mag nicht spaßen,
tat sie um die Taille fassen;
Fräulein Lüttich schrie vor Lust.
Und sie hat sich ihm ergeben
in dem Jahr, in dem wir leben,
an dem siebenten August.

P. Ansgar Pöllmann.

Zeppelin.

Durch der Wolken Brandung schießt
auf des Donners flüchtiger Bahn
das stolze Schiff.
An feurigen Strängen reißt
der Sturm es himmelan
und wieder zur Tiefe mit feurigem Griff —
Der Wolken Gewalt zerfließt
am starren Bug,
und am Steuer steht wie ein Mann aus Stahl
des Luftmeers deutscher Admiral
und leitet den herrlichen Flug.
In endloser Tiefe liegt die feindliche Stadt;

wie Sternlein funkeln die Feuer der Wacht
hinauf durch die Nacht — —
oder wie Tigeraugen blitzen
aus lauernden Klüften und Ritzen . . .
vom Posten herauf späht der Soldat. —
Der Wolken Gewalt zerfloß
am stolzen Bug,
und in die Tiefe nieder ergoß
sich des Regens Strom.
Und die Blitze schlangen mit feurigem Griff
sich um das trotzig bebende Schiff,
das innehielt im Flug.
Und in des Donners und Blitzes Gewirr
schleudert aus der Gondel herab
auf die Stadt — auf ein zerschossenes Grab —
die Bombe der deutsche Offizier.

Seb. Wieser.

In Flandern.

Froschkrieg in Flandern. Im gurgelnden Schlick,
die Kleider von Wasser und Blut verklebt,
wälzt sich ein Schotte mit brechendem Blick.
Traf mit der Kugel ihn früh sein Geschick.
Flaumjunger Boy, hätte gern noch gelebt.

Ein deutscher Grauer schleift hinkend vorbei.
Kühlt mit der Flasche den fiebernden Brand.
Wind singt und Welle die Litanei,
klingt eines Herzens verebbender Schrei,
sickert ein Leben rot in den Sand.

„Mutter, wo bist du? Mutter, bist du's?"
Da streicht er dem Feinde die Wangen lind,

deckt ihm den Mantel von Bruſt zu Fuß,
bringt ihm im Sterben der Treueſten Gruß,
küßt ihn ſo ſanft, wie die Mutter ihr Kind.

Friedlich lächelt das Totengeſicht ...
Sand und Wellen, nun grabt ihm ein Grab!
Feinde im Leben, im Tode nicht.
Herr, ihm leuchte das ewige Licht!
Der Deutſche wiſcht ſich die Augen ab.

Ilſe Franke.

An die ermordeten Deutſchen in Belgien.

Ihr Märtyrer des heil'gen Vaterlands!
Dem blinden Haß als Opfer hingeſunken.
Die Erde nun von deutſchem Blute trunken
wird unſ'rem Volke einſt noch Früchte tragen.
Ihr Frau'n, die ihr geſchändet, blutig nackt
gezogen wurdet durch die fremden Gaſſen,
wir wollen in das Gold der Liebe faſſen
euer Gedächtnis und es ewig hegen.
Wir wollen euch bedecken wunderſam
mit unſ'res Vaterlands geſenkten Fahnen.
Schneeweiß und leuchtend gehen eure Manen
uns ernſt voran in dieſer Zeit der Schmerzen.
Wir konnten nicht an eurer Seite ſteh'n,
ihr mußtet hilflos und verlaſſen ſterben,
doch ſind wir eures Opfertodes Erben
und werden von euch fernen Enkeln ſagen. —
O deutſches Blut, du hehrer Väterſaft,
in breiten Strömen wirſt du nun vergoſſen!
In Gottes ew'gem Rate ward's beſchloſſen,
daß ſterbend unſer Deutſchtum wir bekennen.

M. Herbert.

Die Glocke zu Gent.

Zu Gent auf dem alten Rathausturm,
da iſt die Glocke geſprungen.
Sie hat im Frieden und im Sturm
ſeit ſechs Jahrhundert geklungen.

Als Inſchrift dieſe Glocke trägt*,
daß Sturm es und Feuer bedeute,
ſobald vom Rathausturme ſchlägt
ein dumpfes Glockengeläute,

und daß es in Flandern ein Siegen gibt,
wenn feſtlich und hell es klinget.
Nun ſchweigt die Glocke und leidbetrübt
harrt Gent, was die Zeit ihm bringet.

Von Lüttich und Brüſſel dröhnt der Sturm
hinein in das blühende Flandern.
Die Glocke auf dem Rathausturm
beſinnt ſich nun eines andern.

In Gent blitzt ſchon das deutſche Schwert,
was ſollte die Glocke noch künden?
Zerſprungen das Erz — geſtürmt der Herd —
die Strafe für Belgiens Sünden.

Nun ſchweigt die Glocke zu Gent und wird,
ſobald geheilt ihre Wunde,
verkünden, daß Belgien irregeführt,
als es glaubte treuloſem Munde.

---

*) Myn Naem is Roelant,
als ick kleppe, dan is't brand;
als ick lupde, is't Victorie in Vlaenderland.

Dann mögen sie schreiben ins klingende Erz,
von Gent die bestraften Bürger:
der treulose Freund zahlt mit Tränen und Schmerz
als des Friedens tödlichster Würger.

Seb. Wieser.

Der Stärkere.

Von Heinrich Tiaden.

Der Mann in dem großen, weißen Hause hört es nicht, wie näher und näher der Donner der Geschütze kommt. Sein Geist beschäftigt sich mit erdenfernen Dingen. Mechanisch kritzelt seine Hand mit dem Stift allerlei Figuren, Ziffern und Formeln aufs Papier. Das Gesicht ist in allen Zügen aufs höchste gespannt. Hin und wieder wendet sich der Kopf seitwärts, wo auf einem großen Tische über Gasflammen Flüssigkeiten sieden. Dort steht auch allerlei Chemikergerät, Reagenzflaschen, Retorten, Tiegel von allen Größen und Formen, Phiolen mit geheimnisvollen Substanzen. Unter einem Mikroskop liegt ein Häufleir grauen Pulvers.

Eine Türe öffnet sich. Zögernde Schritte nähern sich dem grübelnden Manne. Dessen Augen werden noch finsterer, seine Lippen bewegen sich, als zerbissen sie unhörbar einen Fluch. Gleich als hätte er nichts gehört, beugt er sich tiefer über seine Papiere und kritzelt weiter. Erst als hinter ihm ein mahnendes Husten ertönt, wendet er sich um.

„Was ist denn los, Christian? Ich will nicht gestört sein."

„Herr Professor, sie kommen. Sie kommen noch diese Nacht hierher. Ich weiß es gewiß!"

Christians Stimme bebt.

„Wer kommt hierher?"

„Ach, Sie haben es wahrhaftig schon wieder vergessen über Ihrer Arbeit. Der Feind kommt. Hören Sie nicht den Kanonendonner?"

Ja, nun er aus seinem Brüten geweckt worden ist, hört der weltvergessene Gelehrte das dumpfrollende Geräusch der Haubitzen, das so seltsam klingt, weil das Ohr der wenigsten Lebenden es je vernommen hat.

Nach kurzer Pause aber beginnt der Professor wieder zu kritzeln.

„Das ist noch weit von hier," sagt er gleichgültig. „Laß mich in Ruh!"

„Nein, Herr Professor, wenn auch ich Sie in Ruhe ließe, so würde dennoch die Ruhe nicht lang mehr dauern. Hören Sie! Gehen Sie! Fliehen Sie! Alle unsere Nachbarn sind schon in die Stadt geflohen — und wer weiß, ob sie dort sicher sind. Kommen Sie mit, Herr Professor!"

So fleht der alte Diener mit aufgehobenen Händen.

„Was will man von mir?" murrt der Professor. „Ich bin ein friedlicher Mann und kümmere mich nicht um den Krieg und die Politik."

„Aber Herr Professor, wer fragt darnach im Kriege! Glauben Sie, die Feinde fragten darnach, oder die umherfliegenden Kugeln? Und Ihr Haus ist ein Zielpunkt für alle Granaten, denn es liegt auf einer Anhöhe und ist so weiß, daß es in der mondhellen Nacht weithin zu sehen ist. Wenn sich also die Schlacht hier herüberzieht, und das geschieht bestimmt, dann sind wir verloren. Bitte, Herr Professor, lassen Sie sich bewegen!"

„Nun denn, geh voran, ich komme nach.“

„Keinen Schritt gehe ich voran. Fünfundzwanzig Jahre ſind wir beiſammen, wir ſind miteinander alt geworden. Wenn Sie es denn nicht anders wollen, dann ſterbe ich mit Ihnen. Aber allein gehe ich keinen Schritt von hier.“

Der Profeſſor nickt vor ſich hin.

„Ja — alter Freund — ich will ja dann mit dir gehen, wenn es ſein muß. Aber laß mich erſt dieſe Arbeit fertig haben. Sieh, heute kann es mir gelingen, eine jahrelange Arbeit zu vollenden und einen Weg zu finden, auf dem Tauſende und Abertauſende Menſchen jedes Jahr vor einem elenden Tode bewahrt bleiben. Schau dieſe Flüſſigkeit, die in dieſem Glaſe ſiedet —“

Ein ſtarkes Geräuſch, wie das Dröhnen eines fernen, gewaltigen Erdbebens, unterbricht ſeine Worte. Dem alten Diener ſträubt ſich das Haar.

„Hören Sie es nun, Herr Profeſſor? Es iſt der Lärm der Schlacht. Es kommt immer näher. Barmherziger Gott — noch eine Stunde und die Granaten fliegen uns ums Haus!“

„Laß mich jetzt noch einige Minuten in Ruhe arbeiten. Wenn ich das Mittel in der Hand habe, um das ſich die Wiſſenſchaft ſo lange vergeblich bemüht — o, dann gehe ich mit dir, wohin du willſt.“

Der alte Chriſtian zögerte noch eine Weile. Hundert Einwände und Beſchwörungen ſtehen ihm auf den Lippen. Doch er ſpricht ſie nicht aus, denn er ſieht ſeinen Herrn ſchon während der letzten Worte wieder ganz in ſeine Arbeit vertieft. Und mit einem verzweifelten Kopfſchütteln verläßt er das Laboratorium.

Auf dem Arbeitstiſche des Gelehrten brennt mit hellem Schein eine elektriſche Lampe. Ein ſcharfer Lichtkegel

fällt aus dem Zimmer in die Nacht hinaus. Es ist nun ganz still draußen — —

Und wieder sitzt der alte Gelehrte mit aufgestütztem Kopf und fliegendem Puls, und alle seine Gedanken bohren sich auf das eine, das da drinnen im Glase rinnt und siedet. Der Stift ist der Hand entfallen. Die Hand hält ein Reagenzglas. Ringsumher auf dem Tische stehen Phiolen und Schälchen mit Flüssigkeiten und Pulvern. Der Professor wägt ab und mischt und verfolgt mit glühenden Augen, wie die Mischung fortwährend Farbe und Aussehen ändert. Die Lampe auf dem Tische hat ein sehr weißes, fast bläuliches Licht, in dem das Gesicht des Professors von leichenhafter Blässe erscheint.

Und wieder öffnet sich die Tür. Diesmal wartet Christian nicht, bis sein Herr ihm zu sprechen erlaubt.

„Um Gott, Herr Professor, es ist fast schon zu spät. Das Dorf ist in voller Flucht —"

„Aber was gibt's denn schon wieder?"

„Wir sind verloren, wenn wir nicht augenblicklich flüchten, Herr Professor. Denken Sie doch — gerechter Gott, sehen Sie — dort — über dem Waldrande — heller Feuerschein! Das muß Hellings Hof sein! Sehen Sie doch nur, Herr Professor!"

Doch der Professor sieht nur, wie sich in seinem Glase aus der Flüssigkeit eine dunkler gefärbte Masse langsam absonderte und sich auf dem Boden des Glases niederschlug. Seine Hand beginnt zu zittern.

„Das ist es — das Mittel!" ruft er heiser. „Schau, Christian, es ist erreicht — endlich! Ich hab's gefunden — da sieh, das Dunkle, was da langsam zu Boden sinkt — das ist mein Heilserum —"

Chriſtian tritt haſtig zum Tiſche. In ſeinem Geſichte beginnt es zu zucken. Aber das iſt nicht die Furcht vor der drohenden Stunde. Er hatte auf einmal vergeſſen, daß ſein Volk mit dem Nachbarvolk im Krieg liegt, daß die Grenze nah und der Feind ins Land eingedrungen. Was ihn in dieſem Augenblicke bewegt, das iſt der Triumph des Dieners, der in lebenslanger Dienſtzeit ein Stück von ſeines Herrn Leben und ein Teilchen vom Geiſte ſeines Herrn geworden iſt und nun auch einen Teil von ſeines Herrn Triumph mitgenießt. Nun ſtehen beide mit fiebernden Geſichtern über den Tiſch gebeugt und beobachten mit brennenden Augen das Glas, in dem ſich mehr und mehr ein dunkler Stoff aus der Flüſſigkeit ausſcheidet, die nun ausſieht wie verwäſſertes Blut. Keiner von beiden hört, wie draußen die Stille plötzlich zerriſſen wird von einem vielſtimmigen Gebrüll durcheinandergeworfener Donner, wie es heult und ziſcht in den Lüften.

Und keiner von beiden ſieht, wie ſich unhörbar die Türe öffnet, wie leiſe eine hohe, geiſterhaft dürre Geſtalt ins Zimmer tritt, in der einen Hand eine Senſe, in der anderen ein Stundenglas. Aus tiefen, hohlen Augen ſtarrt ſie in das Glas, das der Gelehrte in der Hand hält. Ein ſchreckliches Lächeln verzerrt das bleiche Knochengeſicht, ein höhniſches Grinſen, als ihm aus dem Glaſe die wundertätige Flüſſigkeit, die dem Tod ſoviel ſichere Opfer abjagen ſollte, entgegenleuchtet. Und er beugt ſich, der Tod, über die beiden, erhebt ſeine Knochenhand und weiſt von oben herab mit ſpitzem Finger auf die Häupter der beiden Menſchen.

Ein donnerndes Aufjauchzen — das weiße Haus erzittert und ſpaltet ſich — Menſchen und Tod fliegen

im Wirbel durch den rauchenden Schutt — — rot färbt sich Stein um Stein — — ob von der Flüssigkeit in dem Glase, oder vom Blute der beiden Menschen? Der Tod löst sich los und erhebt sich. Durch die Flammen schreitet er, trunken die Donner begrüßend, die ihn umbranden.

Die Meeresbraut.

(Antwerpens Fall.)

Wie saß sie so stolz, die Meeresbraut,
an der Schelde breiten Gestaden;
dem englischen Fant hat sie getraut,
nun trägt sie den Schimpf und den Schaden.

Betrogen hat er das törichte Weib
mit seinen heimtückischen Reden:
„Mit deinem panzerumgürteten Leib
verlachst du der Feinde jedweden."

Und stellt der deutsche Michel gleich
sich protzig vor deinen Toren,
wir gerben das Fell ihm windelweich
und ziehen's ihm über die Ohren!"

Der Prahlhans schwätzt und: „Bum, bum, bum!"
fliegt ihm die Antwort entgegen,
und Schlag auf Schlag Hochwettergebrumm
und mörderisch prasselnder Regen.

Es stürzen die Wälle mit Knall und Prall
wie Kartenhäuser zusammen —
ergib dich, du Stolze, denn überall
umzüngeln dich fressende Flammen!

Ergib dich — ſie ließen dich alle in Stich,
die ſo übel beraten dich haben!
Vertraue dem ehrlichen Deutſchen dich,
er bringt dir weit beſſere Gaben.

Und mußt er ein erregtes Wörtchen auch
dreinreden mit ſeinen Haubitzen,
er läßt dich nicht in Aſche und Rauch
als trauernde Wittib ſitzen.

Dem Wollſackprinzen aus Albion
hat er einen Fußtritt gegeben. —
Biſt du fein artig, ſo wird auf den Thron
er gnädig dich wieder erheben!

Leo T. v. Heemſtede.

Antwerpen, Antwerpen!

Antwerpen, Antwerpen, was hat man dir getan;
wer hat dich ſo verdorben mit eitel Witz und Wahn?
Der ganze Meereshimmel ward über dir blutrot,
ſo hat man dich verraten gar in der letzten Not.
Auch iſt von deinen Türmen geſchoſſen Kreuz und Kron':
Antwerpen, Antwerpen, das haſt du nun davon.

Leer hat dich ſtehen laſſen der König, und im Brand
ſind dir nur noch geblieben die Schatten an der Wand.
Wer hat dich denn geheißen und hat ſich drein gemengt,
daß du die deutſchen Schiffe in alle Luft zerſprengt?
Die Schiffe mußt du zahlen mit barem vlämſchen Geld.
Antwerpen, Antwerpen, ſchäm' dich vor aller Welt.

In Englands Händen wardſt du an Leib und Seel' kaput.
Wer ſoll dich nun aufrichten aus Sünde, Spott und Schutt?

Das ſollen die Deutſchen tun, die geben dir weit und breit
wie dermaleinſt des Reiches altgoldene Herrlichkeit.
Und ſollſt das Haupt aufheben gen England über den Belt:
Antwerpen, Antwerpen, freu' dich zu dem Entgelt.

Es ſoll an dir zerſtäuben, weil's dich verraten hat!
Noch in den letzten Zügen, Antwerpen, du ſchöne Stadt
ſoll's ſeh'n dein Segel ſchwellen in kaiſerlicher Huld,
dem deutſches Blut abtilgte die albioniſche Schuld,
und ſoll mit Schrecken hören des Liedes andern Ton.
Antwerpen, Antwerpen, das haſt du nun davon.

P. Ansgar Pöllmann.

Die Kathedrale von Reims.

(1914. Eherne Sonette.)

Was jammert ihr um eure Kathedrale
und zeihet heuchleriſch uns als Barbaren!
Wir haben tiefer wohl als ihr erfahren
der großen Kunſt beſeligende Male!

Hüllt ihr euch aber in die feine Schale,
dann rechtet ſelbſt mit ſolchem Truggebaren
und nicht mit uns, die wir gezwungen waren
zu dem zerſtörenden Granatenſtrahle!

Kunſt iſt kein Vorwand, keine Deckung, Schächer!
Man ſteigt nicht auf verehrungswürdige Dächer,
um ſicher zielend nach dem Feind zu ſpähen!

Schändet ihr eure Kirchen zu Verhauen,
dann winſelt nicht, wenn ſie im Griff der Klauen
des unbarmherzigen Krieges untergeh'n!

Richard Schaukal.

Gebet an der Kathedrale zu Reims.

In deinem Heiligtum
am ewigen Licht
ging nur der Schatten um.
Da — nach langem Verzicht —
denken sie deiner, o Herr im Sakrament:
Sieh, wie dein Docht jetzt am Rohre als Lunte brennt.

Und wo der Staub so schwer
gelegen am Stein,
schwimmt jetzt ein Bach daher
und fegt ihn rein.
Über die Treppe, wo fauler Friede geruht,
tröpfelt und rinnt in die Stadt das warme Blut.

Uns zeigt der Feuerbrand
den Weg nach Paris,
auf den du uns gesandt;
Licht in die Finsternis,
brächte er es, daß Frankreich zu dir sich kehrt:
Herr, das wäre das Opfer des herrlichsten Domes wert.

P. Ansgar Pöllmann.

Der gutherzige Bayer.

Es war eine unheimliche Nacht, als durch das Dorf ein Radfahrer eilte und den Befehl hinterließ, daß am nächsten Morgen ungefähr zwanzig Burschen in der Garnisonsstadt einzutreffen hätten, um dann sofort dem Feinde entgegenzueilen an die französische Grenze. Eine Witwe, an deren Häuschen soeben der Kriegsbote gestanden, schloß die Türe wiederum und blieb noch einige

Zeit wie angewurzelt im Hausflur. Der Kerzenleuchter entfiel der zitternden Hand und ſchlug dumpf auf das zerklüftete Pflaſter. Das Lichtlein war erloſchen, und im Dunkel begann die arme Frau zu ſchluchzen. Ihr einziger Sohn mußte ins Feld — ſchon morgen in früher Stunde. Dann war ſie allein und verlaſſen. Da nahten wieder ſchnelle Tritte von außen — — das war der Sohn, der aus der Stadt, wo er ein dringendes Geſchäft zu erledigen hatte, ſoeben mit dem letzten Zuge zurückgekehrt war. Die Mutter erkannte den Schritt ihres Kindes und riß ſchnell die Türe auf:

„Georg — weißt du's ſchon?"

„Ja — ich weiß es!"

Die Frau ſuchte nach dem Leuchter am Boden, hob ihn auf und verſuchte, ein Streichholz anzubrennen. Aber die zitternde Hand vermochte das kleine Ding nicht zu meiſtern.

„Georg, mach' du ein Licht! Ich kann nicht mehr!"

Der Burſche gehorchte, und beide betraten ſchweigend die kleine Wohnſtube.

„In der Stadt iſt alles in Ordnung", nahm Georg, am Tiſche ſitzend, endlich das Wort. Aber die Mutter weinte.

„Mutter, du ſollſt nicht weinen! Ich zieh' mit Freuden ins Feld und ich weiß, daß Gott mich ſchützen wird."

Die Mutter ſetzte ſich auf den Stuhl.

„Ich weiß, daß du gut biſt. Heilig war dir das vierte Gebot — es wird dir gut gehen. Aber, mein Kind, das Herz iſt mir dennoch ſchwer!"

Die Augen des ſchönen, kräftigen Burſchen leuchteten. Er ſtrich ſich ſeinen ſchwarzen kleinen Schnurrbart und ſtreckte drohend die Arme:

„Mutter! Dich muß ich ſchützen! Unſere Heimat, unſer Haus, unſer Land, unſern Kaiſer! Wie könnte ich da zurückbleiben! Der Feind würde zu uns kommen, unſer Dorf verbrennen, würde dich töten und die Tiere im Stall — — nein! Der Feind darf nicht kommen!"

Nun hatte Georg ſich erhoben.

„Millionen junger Burſchen gehn mit mir, Mutter; ich bin nicht allein! Gott iſt mit uns! Und — muß ich mein Leben laſſen — einmal muß es ſein, und niemals ſtirbt man ſchöner als in der Schlacht. Sei auch du tapfer, Mutter, und nimm das Opfer gerne auf dich! Sei du wie Abraham, der ſeinen Sohn opfern wollte — ein Engel wird mich retten!"

Die Mutter ſeufzte:

„Du warſt immer meine Freude und mein Stolz. Ich will tapfer ſein wie du." — —

Schnell wurde noch allerlei in Ordnung gebracht, und beim Morgengrauen ſtand Georg reiſefertig vor ſeiner Mutter. An der Türe kniete er nieder, daß die Mutter ihn ſegnen möge; und ſie legte ihre Hände lange auf das Haupt ihres Kindes. Dann ein ſchneller Abſchied:

„Grüße mir noch den Herrn Pfarrer — ich kann nicht mehr zu ihm, und grüße auch — — —"

Die Mutter wußte ſchon, wen er meinte. Die Straße entlang aber ſchritt Georg, tapfer und mutig, jetzt ſchon ein Held. —

Jeder neue Tag brachte neue Botſchaft ins Dorf. Alle waffenfähige Mannſchaft mußte fort, Burſchen und Männer. Still und leer wurde Haus um Haus, und überall trafen ſich gerötete Augen, bis endlich der Briefbote die heißerſehnten Feldpoſtkarten verteilte. Georg hatte ſchon mehrere Gefechte beſtanden und war immer

noch gesund und heil. Sein erster Brief aber enthielt die folgende Geschichte:

„Liebste Mutter!

Heute ist der erste Rasttag. Gestern mußten wir ein Dorf stürmen, da die Bewohner meuchlings auf uns geschossen hatten. Der Feind ist falsch und grausam und sucht uns auf jede Weise zu schaden. Deshalb sind auch wir unerbittlich strenge, weil es gilt, unser Leben zu verteidigen. Sogar Weiber und Kinder schießen auf uns. Als wir gestern das Dorf stürmten, traf ich am Ende desselben ein Haus, das ähnlich dem unsrigen ist. Wir schlugen die Türe ein — kein Mensch ließ sich blicken. Aus dem Stalle aber hörten wir das Gebrüll der Kühe und das Geschrei der Schweine. Mit meinem Kameraden, der nie von meiner Seite weicht, betrat ich den Stall. Vier Kühe standen hungernd am Barren; ein kleines Kalb, das an einem Stricke festgebunden war, schrie ganz herzzerreißend. Nebenan in einem getrennten Raume fanden wir fünf kleinere Ferkel, ebenfalls vor Hunger schreiend. Da dachte ich an unsere Tiere daheim. Wir trugen Heu in den Stall, soviel nur Platz hatte. Oh! Wie die armen Kühe sich darauf losstürzten! Dann befreiten wir das Kälblein, das sogleich zu seiner Mutterkuh sprang und sich an der Milch erquickte. Für die Schweine fanden wir aber kein Futter. Deshalb töteten wir sie und nahmen das Fleisch auf einem Karren mit. Wir waren ganz glücklich, daß wir die armen Tiere vom Hungertod errettet hatten. Dann aber ereignete sich etwas Fürchterliches. Denn plötzlich krachte hinter uns ein Schuß, und mein Kamerad stürzte tot neben mir zu Boden. Ich wendete mich schnell um und sah ein

Weib, das vor dem Hauſe, in welchem wir ſoeben die Tiere gefüttert hatten, mit einem Gewehr auch gegen mich zielte. Ein Sprung — und das Weib lag von meinem Säbel durchbohrt im Staube. Dann ging ich zu meinem toten Kameraden, lud ihn auf den Karren und fuhr ihn weinend zurück zu meinen Leuten. Ich habe geweint vor Zorn über die ſchändliche Tat des Weibes und meinem Freunde ein Grab gegraben. Wie leicht hätte auch ich das Opfer der meuchleriſchen Kugel ſein können! Mutter, bete für mich!" —

Die Witwe las den Brief zweimal, dreimal und dankte Gott, daß er ihr Kind beſchützt hatte. Dann betete ſie für die Seele deſſen, den Georg als Freund verloren hatte — und jeden Tag betet ſie ſo für beide.

Unter den Wellen.

(U 9).

Von den Fluten zugedeckt
lauert das Boot.
Die Welle, die an die Wände leckt,
pocht wie der Tod.
Still wie von Eiſen und Stahl
harrt die Heldenſchar
und ſtarrt auf das Bild, das der Kriſtall
wechſelnd ſpiegelt, ſtumm und klar.
Auf einmal zuckt es in jedem Geſicht,
Funken in jedem Blick.
Der Leutnant reckt ſich: Feind in Sicht!
Es lächelt das Glück!
Sieg oder Tod! Gott ſteh' uns bei!
Dann ſteuern ſie los.
Die Rieſen im Panzer — eins, zwei, drei . .

es zischt das Geschoß.
Sieg oder Tod! Durch die Fluten gräbt
blitzschnell das Torpedo sich;
und ein Riese schwankt und ein Riese bebt
und einer neigt zum Sterben sich.
Still wie von Eisen und Stahl
harrt die Heldenschar
und starrt auf das Bild, das der Kristall
nunmehr spiegelt, stumm und klar.

Seb. Wieser.

Das traurig-schöne Lied von der „Magdeburg".

O Magdeburg, du stolzes Schiff,
wie saßest du auf einem Riff
und hast nicht weiter können.
Den Boden stampfte zornentbrannt
und tränenvoll der Kommandant:
„Daß wir doch Luft gewönnen!"

Das Feuer flatterte im Schlot,
davon ward aller Nebel rot;
die Schraube tat sich biegen
und schlug das ganze Meer zu Schaum,
doch in dem Bett von weißem Flaum
die Magdeburg blieb liegen.

„Wach' auf mein Schiff, wach' auf mein Schatz,
jetzt ist bei Gott kein' Zeit und Platz
zu also langem Rasten;
schon trägt das schnöde Finnenmeer
die gottverdammten Russen her
mit an die hundert Masten."

Du aber in dem Lotterbett,
o Magdeburg, ſo gar kokett,
du tateſt dich nicht rühren,
ſtatt daß er dich erwecke denn
und dich von deinem Riffe trenn'
mit noch ſo heißen Schwüren.

Es rauſchte ſchwarz und ungeſchlacht,
als tappten Bären durch die Nacht,
die jetzo Mut bekamen,
dieweil das Lämmlein nicht vom Fleck.
Da ſprach der Kommandant am Heck:
„Nun denn in Gottes Namen."

„Und lägſt du noch ſo feſt, ich mach'
dich ſchläfrig Schätzlein dennoch wach
ich weiß, wie ich es wende."
Dann ſteckte er die Lunte baß,
hellbrennend in das Pulverfaß,
und donnernd ging's zu Ende.

Da ward die Magdeburg geweckt
und hat ſich weit hinaufgeſtreckt.
Heiß war das Meer entglommen.
Auf ſpritzte hoch des Bettes Flaum.
Viel Trümmer ſind im weißen Schaum
und Tote fortgeſchwommen.

Und als der Kaiſer das erfuhr,
da leuchtete ſein Auge nur,
ans Meer iſt er getreten,
dort warf ein eiſern' Kreuzlein er
wohl tief hinab in ſelbes Meer
mit Weinen und mit Beten.

P. Ansgar Pöllmann.

Emden.

I.

Im ſommerreifenden Frieden lag das Meer,
ein buhlendes Weib,
Dirne und Königin,
allen, allen hold;
und der kriſtallen wogende Leib
ausgedehnt zwiſchen Land und Land,
einer Weberin gleich Fäden von Gold
webend her und hin,
hin und her,

tauſend Schiffchen mit Wimpeln ſtolz,
tauſend Schiffe aus Panzer und Holz
werfend über der Bruſt
zu künſtlich feinem Gewebe,
lockend und lockend zu Tand und Luſt
aus den Schachten das Gold,
vom Weinberg die Rebe — —
allen, allen hold
lag im ſommerreifenden Frieden das Meer.

Da rief aus breitem Mund
Albions tückiſcher Sohn mit glattem Geſicht
vom Norden her über Belte und Sund
und kroch ans Meer wie eine Kröte kriecht.

Das buhlende Weib ergab ſich ihm.
Nur ihm allein
gönnte es Gold und goldenen Wein —
und er nahm und forderte ungeſtüm.
Horch auf! In zornigen Lüften kreiſend
bohrte der deutſche Aar den blitzenden Blick

auf der Buhlerin ſchäumende Hand
und auf des Buhlen fahles Genick:
‚Rache allem, was Haß und Neid!
Dich, Sklavin, ſtraf' ich mit Tod und Leid!
Dich, Schurken, ſtraf' ich mit Haß und Tod,
ſolange mein Blick in der Sonne loht.‘

Da löſt ſich los von Nebel und Land
hin über die Meere weiſend
ein Löwe, ſo ſtolz, mit Löwenkraft
peitſchend die treuloſen Fluten,
in glühenden Pranken
Blitze ſchwingend wie brennende Ruten,
ſtahlgepanzert an Stirn und Flanken
zwiſchen Flut und Flut, der Tiefe entrafft,
und ſchlägt der Buhlerin in die Bruſt
der Klauen rächenden Hieb,
daß blutig im Purpur ſtöhnt das Meer,
feſſelt die Arme, blutig und ſchwer
und ſchlägt den jäh erbleichenden Dieb:
‚Nun biſt du mein, du treuloſes Weib!
Sklave iſt mir dein flutender Leib!
Ein Bajuware iſt dein Gemahl,
hurra! Deutſch iſt der Admiral!‘“

Seb. Wieſer.

II.

Der Zorn der „Emden“ furchte über die Meere.
Wie ſcheues Wild gehetzt durch den brüllenden Leu
jagten die Schiffe von Port zu Port,
ſtürzten die Wogen an Schiff und Strand vorbei,
ſtarrte das Meer in ſeine eigene Leere
und fort und fort
blitzten die Funken von hundert Stationen . . .

Dem erbleichenden Dieb entſanken die Millionen
in ewige, ewige Tiefen.

Endlich, als die Bedrängten kläglich riefen,
wagten ſich vor aus ihren dumpfen Verſtecken
zitternd und raſend im Schrecken
der Tiger — der Japs, mit falſchem Blick,
und der Wilden Chor
tauchte hervor,
nicht zu bekämpfen, nein! Mit Glück
nach dem Verweg'nen zu ſpähen
und rücklings nach ihm zu mähen . . .

Wie der Pflug ſich wendet und ſich wendend ruht
am Raine, aufs neue die Furche zu zieh'n,
ſo lag das Heldenſchiff am Ozean-Rain,
indes die Helden den rufenden Funken
erſtickten, den ſchnellen Verräter.
Das Meer, das lockende Weib, noch ſchreckentrunken,
rief von Japan die Schlange in die Flut,
rief den Tiger herbei und trug ſie hin,
und der Drache hörte das Locken und Schrein,
und alle kamen liſtig und lüſtern
und ſchnoben Gift aus bebenden Nüſtern
und ſpie'n den Tod aus gepanzerten Schlünden.

Ein Siegfried mußte den Tod erleiden.
Und mußten die Helden auch ſterben und ſcheiden —
Ein Brandmal drückten dem Meer ſie auf
für ewige Zeiten,
die Flamme ſchlug auf,
die Aſche ſank in die zitternde Flut
und das Meer trank der Helden Blut.

Seb. Wieſer.

Zwiſchen See und Sumpf.

Bei Tannenberg und Hohenſtein
ſchallt ins Gebet ein Fluch hinein,
ſo zwiſchen See und Sumpf:
„Du heiliger Bär von Rußland trab'
und halt' uns die Deutſchen vom Leibe ab." —
Von ferne ſchallt es dumpf:
„Der Bär von Rußland hat keine Zeit,
er bringt ſeinen Pelz in Sicherheit." —
Habt ihr das Singen vernommen?
Die Pommern und Preußen kommen.

Bei Tannenberg und Hohenſtein
ward lauter ſchon das Hilfeſchrei'n
ſo zwiſchen See und Sumpf.
„Du heiliger Zar aller Reußen wach' auf
und verbiete den Deutſchen den Siegeslauf." —
Von ferne ſchallt es dumpf:
„Das liebe Väterchen hat keine Luſt,
ihr warfet mit Bomben nach ſeiner Bruſt." —
Habt ihr die Schritte vernommen?
Die Pommern und Preußen kommen.

Bei Tannenberg und Hohenſtein
ging ein Gebrüll durch Mark und Bein
ſo zwiſchen See und Sumpf.
„Du heilige Mutter Gottes von Czenſtochau
vom Himmel auf deine Koſaken ſchau." —
Von ferne ſchallt es dumpf:
„Die Mutter Gottes hat gar keinen Grund,
ihr habt ihr geſtohlen den goldenen Bund." —
Habt ihr das Schießen vernommen?
Die Pommern und Preußen kommen.

Bei Tannenberg und Hohenſtein
fraß die Verzweiflung in den Reih'n
ſo zwiſchen See und Sumpf.
„Hol' uns der Teufel mit Haut und Haar,
weil all unſer Beten Geflunker war." —
Von ferne ſchallt es dumpf:
„Die Tenne macht frei von Stoppel und Dorn,
der Hindenburg driſcht heute ſein Korn." —
Habt ihr das Hurra vernommen?
Die Pommern und Preußen kommen.

P. Ansgar Pöllmann.

Reſerveſpital Staatsgymnaſium, Linz.

Von E. v. Handel-Mazzetti.

Das Haus gegenüber unſerem Wohnhauſe in der Spittelwieſe iſt das Staatsgymnaſium. Dieſes war ſchon im Auguſt zum Militärſpital beſtimmt worden; die Gymnaſialjugend ſollte bei Schulbeginn in ein Haus in der Steingaſſe überſiedelt werden. Ende Auguſt kamen die erſten Verwundetentransporte in Linz an, und am 10. September nachmittags erſchien ein ſolcher in unſerer Gaſſe. Die Schwerverletzten lagen in Rettungswagen und Fourgons, die leichter Verwundeten ſaßen in Automobilen. Schaurig anzuſehen war das Abladen der Schwerverwundeten von den als Krankenfourgons eingerichteten Möbelwagen durch das Sanitätsperſonal. Die Männer ruhten leblos wie Wachsfiguren auf ihren Bahren, mit verbundenen Gliedmaßen, mit fahlen Geſichtern und verwilderten Bärten. Die zu Hunderten die Spittelwieſe füllenden Menſchenſchwärme ſahen in tiefer Stille zu. Kein Stöhnen, kein Schmerzenslaut war von den Lippen der Opfer zu hören. Die Leichtverletzten wankten, an

Stöcken oder auf die Schultern der Sanitätssoldaten gestützt, ins Spital. Von halb drei nachmittags bis in die Dämmerung hinein währte das traurige Schauspiel. Am späten Abend erschien abermals ein Train von Rettungsautomobilen, deren gellende Hupensignale und blendende Azetylenlaternen die nächtliche Gasse aus aller Ruhe aufstörten; augenblicklich war sie voll Menschengetümmels. Aus den Rettungswagen wurden etwa zehn anscheinend tödlich Verletzte herausgehoben. — Eine Viertelstunde später sah man drüben hinter den Fenstern der Krankensäle im blauen elektrischen Licht Kerzenflämmchen aufblühen und ein weißes Rochet rasch vorübergeistern. Ein Feldpriester war da, zwei Sterbenden die heiligen Sakramente zu reichen.

* * *

Den übernächsten Tag, 11. September, ging ich das erstemal zu meinen armen Nachbarn auf Besuch, um sie mit Rauchwaren zu beschenken. Ich ging nicht ohne eine leichte Scheu hinüber. Den nahen Anblick gräßlicher Verstümmelungen fürchtete ich nicht so sehr wie rohe und blutrünstige Erzählungen der Männer, die sozusagen heiß von der Kampfstätte kamen. Ich fühlte mich außerstande, solches anzuhören. Oft legte ich schon — und ich tue es jetzt noch — die Zeitungen aus der Hand, weil ich die furchtbaren Schilderungen von Tötungen, von Brandstiftungen, von Franktireurschändlichkeiten und gräßlicher Standrechtjustiz nicht lesen und wissen mag. — Karl Busse hat mir einmal vorgeworfen, meine Romane offenbarten eine „Neigung zu Greuelepochen"; wenn ich aber in meinen Dichtungen den Haß versunkener Jahrhunderte und

seine Zerstörungstaten immer wieder schildere, so geschieht dies niemals aus Lust am Bösen, sondern nur, um im schwelenden Dunkel jener alten Mordnächte das Licht der katholischen Liebe um so wundersamer aufstrahlen zu lassen. — Hätte ich je die blutigen Geschichten, die ich geschildert habe, mit meinen leiblichen Augen anschauen müssen, sie hätten mich innerlich zerbrochen und zermalmt . . .

Drüben in der Schützengasse im Spital, so erzählte man mir, liegt ein Ungar. Dem Russen, der ihn angeschossen hat, hat er das Bajonett unterm Kinn in den Kopf gebohrt, oben beim Wirbel ist es wieder herausgekommen. Er lacht und zeigt die Zähne, wenn er das schildert. — Ein Kaiserjäger schleppte sich Feindesleichen als Deckung herbei. „Die Löter werden do 's Feuer nicht durchlassen," meinte er. Diese Taten uriger Wildheit gehören der Siegfriedszeit an, solche übten die heidnischen Asen.

Ich kann sie nicht ohne inneres Schauern hören. Solche Männer und solche Taten müssen sein, je mehr, je besser, im Krieg; aber die durch Christus gehobene und verklärte Menschlichkeit ist in solchen Kriegsunholden nicht mehr zu erkennen.

Darum, weil ich Eindrücke dieser Art fürchtete, ging ich in das Lazarett mit dem Gedanken, meinen Rundgang möglichst schnell abzutun, mich mit den Soldaten in längere Gespräche nicht einzulassen.

Regierungsrat Thalmayr, sonst Schulmonarch, jetzt ein gütiger Hospitalvater (seine noch jugendliche, schöne Frau ist ihm zur Seite, ein gar liebreiches Mütterchen der kranken Krieger!), empfing mich im „weiland Konferenzzimmer" und gab mir eine Wärterin bei, die mich zu den Verwundeten geleiten mußte.

Zuerſt wurde mir der Saal im zweiten Stocke, der Leichtverwundete vom 14. Korps, die vielgenannten „Heſſer", beherbergt, gezeigt. Dieſer Raum war in normalen Zeiten die Septima.

Von meinem Schreibtiſch aus hatte ich oft durch dieſe Spiegelfenſter die grünende Jugend über Tiſche und Bänke voltigieren ſehen, bis die Schulglocke ihren weittönenden Appell läutete und der zerzauſte Wirbel des Profeſſors über dem Gewoge der blonden und brünetten Bubenköpfe ſteif und feierlich erſchien. Heute gab's da keine Pennäler und keinen Profeſſor. Anſtatt der Bänke ſtanden in langen Reihen die Eiſenbetten, auf denen wunde Rieſengeſtalten ſaßen und lagen; und auf dem Katheder platz, den nur noch die ſchwarze Schultafel markierte, legten Sanitätsmänner Verbände zurecht. Als ich leiſe eintrat, richteten ſich die Kranken aus den Kiſſen auf, die Rekonvaleszenten knöpften ihre Bluſen zu und ſprangen neben ihren Betten auf die Beine. Ich nahm eine Zigarettenſchachtel aus meiner Handtaſche; jetzt lachten ſie. Was für große Leute waren's alleſamt! Ja, das waren die hochgelobten „Landlerbuam", der Stolz des Erzherzogs Joſef Ferdinand, der Schrecken der Ruſſen.

Ich reichte eine Handvoll Zigaretten zum erſten Bette hin; ein blonder Bärenkopf nickte mir zu, ein prächtiger Baß grölte: „Gelt's Gott, Frau!"

Ich ſah's dem Manne am Geſicht an, er wollte *gern* plauſchen! Das Im-Bett-Liegen muß ſchon eine Tour für ſo einen Schlagetot ſein! Ich begann alſo, ein wenig ihn auszufragen: „Wo wurden Sie denn verwundet?"

„Bei Komarow, am einunddreißigſten Auguſt."

—?

„Schrapnellschuß im Fuß."

Er ließ das stramm eingepackte Bein lachend beim Bettrand herausschauen.

„Wie war Ihnen, als Sie geschossen wurden?"

„Hoaß! — An Renner hat's ma geb'n. Mordszwider war dös. Hing'floign bin i und nimma auf hab i kina, und dö andern ham an so an schön Angriff g'macht."

Sein lachender Grant ist köstlich.

Wer ihn aus der Feuerlinie gebracht habe, frage ich ihn.

„Neamd, bi lieg'n blieb'n bis d' Sanität kumma is."

„Und wann —?

„Um a zwölfi oder eins in der Nacht sands kemma."

„So lang haben Sie liegen müssen, Sie Armer. — Bis Mitternacht auf dem verlassenen Schlachtfeld —"

Ein Spottlächeln blitzt unter seinem blonden Ratzer auf.

„D' russische Sanität wär eh früher kemma. Aba da hab i an Toten g'spielt. Fangen laßt sie a Hesser amol nöt!"

Dann klopft er auf seinen vom Schrapnell aufgerissenen Fuß:

„Und wann d' Haxen wieda pariert, nacha wird glei wieda marschiert."

Ein prachtvoller Übermut pocht in seinem Wesen und Reden.

Er ist ein entfernt Versippter des Drachentöters, der, schon wund, einen Mann mit seinem Schild erschlug. Wie jener, trägt wohl auch er ein gutes Herz in der Brust; in seinen Augen ist keine Spur von Brutalität; eine Marienmedaille schimmert unter seiner Bluse hervor. Ich wende mich an seinen Nebenmann in der

nächsten Reihe. Der war von noch mächtigerer Figur. Riesig saß er auf seinem Bett, die Bluse über eine Achsel geworfen, und als ich ihn mit den Zigaretten beschenkt hatte, reichte er mir zum Danke eine wie von Erz gehämmerte, braune, muskulöse Hand. Sein Gesicht war ganz fahl, wohl von verbissenen Schmerzen, sein Auge lebendig, groß und sprechend. Wem sah er nur gleich? — Ja! — so wie er, sah der Schützenweibel, der Stiftegger Rudl, den ich in meiner „Stephana" geschildert habe, aus. Genau so. —

„—?"

„Bei Komarow."

„Sie sind wohl ziemlich schwer verletzt?"

„A!" tat er wegwerfend mit hochgezogenen Brauen. Er schob seine Hand hinter seinem Rücken gegen die Achsel hinauf, da sah ich dunkelrote Flecken auf der feldgrauen Bluse. „Da segen's, is dö Spitzkugel eingangen, und da", er schob die Hand etwas herunter, „ham's ma's jetzt außagnumma."

„Jetzt?!"

„Na ja, vor zwoa Stund' ham's mi opariert!" Er verzog die Mundwinkel knabenhaft verlegen.

„Was, und Sie sitzen so gemütlich da?"

„Warum denn nöt?" lächelte er.

„Und Ihnen ist nicht schlecht von der Narkose?"

„A! — I war eh nöt narkotisiert! zwegen so an Kletzen!" Dann fragte er mit leiser Schalkerei: „Wollen's die Kugel sehen, gnä Frau? Oder grauſt Eahna?"

„Zeigen Sie nur —"

Sorgsam rollt er sie aus seinem Börserl. Er hat nach der Operation schon Zeit gefunden, sie auf den Glanz zu putzen. Er wird sie jedenfalls einmal, zur

schreckhaften Bewunderung der Ahnl, der Mahm und seiner schwarzaugeten Rosl, an seinem Prater, neben den Hirschkrandeln und dem Glückstaler als Anhänger tragen.

„Sehen's", erklärt er mir jetzt, „dös is a russische Infanteriepatron. Dö gengan meistens glatt durchi. Dö, was die zwidanan G'schoß sein, dös san dö Schrapnell. Dö fliegen in an Saus und platzen in da Luft; schaust aus'n Schützengraben außa — hat's di schon — oder a net," lachte er wieder schalksmäßig.

„Dö Russen schießen alleweil z' hoch. Die Artillerie kann's a nöt extri, das Zielern. Und vor unsere Bajonettln ham's alle mitsamm' an damischen Respekt."

„Bei einem Bajonettangriff haben Sie auch mitgetan?"

„Nit bloß bei oan."

„— Was haben Sie gedacht, wie Sie gegen den Feind mit dem Bajonett losgegangen sind?" forschte ich jetzt. „Haben Sie daran gedacht, daß das auch Menschen sind wie Sie? Hat es Ihnen leid getan, sie töten zu müssen oder war Ihnen das ganz egal?"

Er sah mich mit seinen treuherzigen Augen an. „Na", überlegte er. „Egal war mir dös nöt. Wia soll i denn nachher sagen. Wia das Kommando war: Bajonett auf, Sturmangriff, da han i an Eicht het't, und dann vorwärts, vorwärts für Kaiser und Vaterland. Dös is mei Pflicht als Soldat, die hab i tan, is eh der Russ' aa a Soldat und muaß aa sei Pflicht tuan. Dös woaß da Herrgott, und er gibt ön Sieg, wia's sei Will is. Damals hab'n mir ön Sieg g'habt und auf d'letzt wer'n aa mir ön Sieg hab'n."

Mit stolzer Überzeugtheit und ruhiger Manneswürde sprach der einfache Mensch diese Worte, die ein feines Gemüt neben einem kampfstarken Herzen enthüllten.

Meine Furcht, Unmenschliches und Bestialisches von den Lippen der Männer, die Blutarbeit hatten tun müssen, zu hören, schwand mehr und mehr.

Ich sprach noch mehrere der Männer an; ich hatte durchweg den besten Eindruck. — Auch an Humor fehlte es im „Hesserſaal" nicht. Ein kleiner, stämmiger Bursch, unter dessen Kopfverband zwei hauptschlaue Äuglein zwinkerten — der einzige „Kleine" unter den Goliathen im Saal und zweifellos der Komiker, der sie alle aufmischte, schilderte mit einem Mienenspiel, das unwiderstehlich zum Lachen herausforderte, die „Schwere" seiner Verletzung, und was die Doktoren dazu sagten und was er selbst (i bi aa g'scheit!) sich davon denke. — Ein anderer mit einem Handschuß lag still daneben. Als ich ihn beschenkte, sprach er von Frau und Kind. Wie wurden seine Augen hell, als er mir vertraute, gut sei die Frau, sie sei ihm bis Klosterneuburg entgegengefahren und sie komme mit den Kindern — zwei Mäderln — alle Tage, ihn zu besuchen. Nachher, als ich ihm sagte, ich hätte gestern ein weißes Hüterl von meinem Fenster aus an einem Fenster des Spitals gesehen: „Das war mei Mädel, ja, mit'n weiß'n Huterl, das war mei Mizzi!" rief er stolz. Dabei kam und verging ein nasser Glanz in seinen Augen. Als ich den Saal verließ, dankte mir der Sanitätssoldat im Namen seiner Schützlinge für den Besuch. Stiftegger Rudl, der sich eben eine der geschenkten Zigaretten angezündet hatte und die feinsten Ringe blies, deutete mir bittend mit den Augen und murmelte: „Bitt' schön, für d' Sanität aa a par Zigaretten?" Und ich willfahrte seinem kameradschaftlichen Wunsch.

Ich besuchte an diesem Tage noch das sogenannte

„Schwache Zimmer" im ersten Stock. Erwarten mich dort, bei den Schwerverletzten und vielleicht Delierenden die grausigen Eindrücke, die mir im „Hesssersaal" erspart geblieben sind?

Eine Szene, die jüngst in vielen deutschen Blättern zu lesen war, taucht vor meinen Augen auf. Ein deutscher Soziologe* besuchte einen schwerverwundeten jungen deutschen Offizier.

„Wunderschön war der Anblick der brennenden Dörfer! . . ."

Und die Augen des Fiebernden glühten in magischem Feuer . . .

Ist das nicht auch eine Umschattung des christlichen Menschentums, diese nachgenießende Freude an Werken der Wut und Zerstörung, selbst wenn sie nur bittere Notwendigkeit des Krieges waren? —

Ich trat in das Zimmer der Schwerkranken. Die Wärterin, die mich begleitet, sagte mir, es lägen fast lauter Ungarn, Böhmen und Slovaken hier. Sie werden mich nicht verstehen. Doch einen Blick des Mitleids, einen Händedruck verstehen auch die Nichtdeutschen, dachte ich mir, und warf einen Blick herum und sah sechs bis acht bleiche Gesichter aus den Polstern starren und fragte, ob einer deutsch verstehe, er sollte mein Dolmetsch bei der Verteilung der Geschenke sein. Es meldete sich ein blutjunger Ungar.

„Ich, gnädige Frau, bitte, kann ein wenig deutsch." Ich trat an sein Bett; so jung, noch fast ein Knabe war er — vielleicht 19 Jahre — und hat schon für das Vaterland geblutet.

* Dr. Sonnenschein.

„Sie sind gewiß von einem ungarischen Husarenregiment?"

„Nein, bin Honved!" erklärte er mit stolzem Elan.

„In welcher Schlacht wurden Sie verwundet?"

„In siegreicher! Bei Komarow."

Sein linker Fuß ist zerschossen. „Aber macht nix! Ich schon herumgehen."

In diesem Saal darf nicht geraucht werden, sagte mir die Wärterin. Ich wollte die Kranken aber doch nicht unbeschenkt lassen. Ich hatte mir zufällig früher Bilder und zwei Ansichtskarten gekauft. Die beiden Karten, schöne Madonnen von Azambre, bot ich dem Honvéd an: „Wählen Sie sich eine." Er betrachtete sie prüfend.

„Ich werde diese mit dem Kinde nehmen," entschied er. „Ich werde meiner lieben Mutter darauf schreiben."

„Wo ist Ihre liebe Mutter?"

„In Losoncz."

„Haben Sie Geschwister?"

„Nein, ich bin einziger Sohn!"

„Da denkt Ihre Mutter jetzt wohl viel an Sie und zählt die Tage, bis Sie wiederkommen?"

„Oh!" Es zuckt um seinen Mund, doch er ist Mann und kämpft es nieder.

Ich gab ihm die Madonna mit dem Kinde und noch eine Immakulata dazu und trug ihm auf: „Schreiben Sie der lieben Mutter auch noch diese Karte und sagen Sie ihr einen schönen Gruß von mir."

Er betrachtete die Karte mit seinen noch kinderhaften Augen. „Ja, da ist Maria auch schön, mit den Lilien. Ja, ich werde meiner Mutter schreiben, einen Gruß von der lieben Dame, die mir diesen schönen Karten gegeben hat — aber wie heißt die Dame?"

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Werden Sie ihn merken? — Den meiner Mutter würden Sie sich leichter merken, meine Mutter nämlich war eine Ungarin . . ."

„Wie hat, bitte, geheißen?"

„Nemestacskándi Csergheö Iren."

Belebt und entzückt leuchteten seine Augen. „O, das ist ein schöner ungarischer Name, das muß ich meiner Mutter schreiben."

Mit glänzenden Augen, andächtig murmelt er vor sich hin „Nemestacskándi Csergheö Iren". Mich ergriff es, den Namen meiner Mutter von diesem fremden Buben mit solcher Inbrunst nennen zu hören. Ahnt vielleicht dieses arme, tapfere Kind etwas davon, wie gütig, wie hold sie war, deren magyarischer Name ihn mit Heimatweh erfüllt — die Nemestacskándi Csergheö Iren? —

Noch etwas Zartes, Rührendes ist mir in diesem Saal der Schmerzen begegnet. Dem Honved schräg gegenüber lag ein armer, elender Dulder, auch noch ein ganz junger Mensch, der gerade vom Operationssaal herübergetragen worden war. Noch zeigte sein Gesicht mit dem kleinen Schnurrbärtchen und dem charakteristischen, etwas mongolischen Augenschnitt die braungelbe narkotische Verfärbung. Seine Lippen zuckten in Krampf und Weh. Ich trat zu ihm und bot ihm ein Gebetbuchbildchen der heiligen Familie an. Da sah er mich mit seinen schmerzvollen Augen bittend an und stammelte etwas auf ungarisch mit heiserer, gebrochener Stimme. Meine par Vokabeln, die ich von der Sprache meiner Mutter kann, reichten leider nicht aus, ihn zu verstehen.

Doch der Honved saß mit gerecktem Halse in seinen Polstern auf der Lauer. „Gnädige Frau!“ rief er herüber. „Mein armes Kamerad bittet auch um einen Ansichtskarte. Er auch will nach Hause schreiben — sobald er kann. Bitte, geben Sie ihm! O, Sie haben keine mehr? Mir Sie haben zwai gegeben, geben ihm, bitte, diese!“

Er hob die eine in die Höhe, und ich nahm sie aus seiner Hand und legte sie seinem Kameraden auf die Bettdecke. Es war die schönere, die Mutter mit dem Kinde. —

Vor 14 Tagen sind diese beiden Honvedbuben brüllend, mit gefälltem Bajonett, gegen die russischen Sotnien gerast — und nun diese fromme Sorgfalt des einen für den andern. Petöfi hätte diese Bitte: „Mein armes Kamerad will auch nach Hause schreiben,“ in das Gold seiner nationalen Lyrik gleich einer kostbaren Perle gefaßt. —

Muß man noch glauben, daß der Krieg die Menschheit nach dem ersten großen Ideenaufschwung verroht und bestialisiert? Muß man glauben, daß selbst dem Sieger mehr Seelengüter zugrunde gehen, als er zeitlichen Besitz erwirbt? Ich weiß es nicht. Aber das scheint mir gewiß, daß Menschen, die mit Reinheit und Güte gefirmt aus einem reinen Hause in den Krieg treten, im Kriege so wenig wie in anderen dunklen Stunden des Lebens sich vertieren, seelisch zugrunde gehen können.

Ja, das hatte ich gelesen, und es hatte mich kalt überrieselt, von dem Leutnant, der sich noch im Lazarett mit magisch leuchtenden Augen am Anblick der brennenden belgischen Nester labte. Aber ich hatte auch anderes

gehört und mußte jetzt daran denken: Es war in Sieniawa, dort lag der Rittmeister Freiherr von Handel am Tod; er dürstete, und die gereichten Erfrischungen konnten seinen Fieberdurst nicht stillen, da sprach er zu seiner Gattin, die sich in Liebe und Schmerz über ihren todeswunden Helden neigte: „Martha, weißt du den kleinen Waldbrunnen bei Albmegg? — Wenn ich dieses Wasser trinken könnte, würde ich gesund.“ Und dann, mit schon benommenen Sinnen träumte er laut vor sich hin, wie er mit seiner Martha wieder den schönen Waldweg zur Quelle gehen und dort mit ihr im Waldfrieden sitzen und an der Quelle sich erquicken wird . . .

Diese Quelle, die dem sterbenden Helden rauschte, und seine erlöschende Seele mit lichten Bildern füllte, sie war keine irdische, sie war eine heilige, göttliche Stimme; es grüßte ihn im Tode noch seine Heimat, ein Paradies voll Gütigkeit und Reinheit, daran er mit aller Kraft der Seele hing. Das immerwährende Erinnern an diese Heimat und an die teuren, edlen Menschen, die ihm dort lebten, beschirmte sein Heldentum vor aller Grausamkeit und Gewalttat mitten in den dunkelsten Schrecken des Krieges und breitete Engelsfittiche um sein Sterbebett, daß kein mißgeschaffener Spuk seine letzte Stunde entweihe . . .

Und diese heilige Quelle rauschte auch den wackeren Hessern und den zwei Magyarenbuben, mit denen ich im Reservespital sprach; die Mutter, die Heimat lebt in ihren Herzen; die irdische und die himmlische Mutter. Daher der natürliche Adel ihres Wesens und die Feinheiten im Empfinden dieser schlichten Jünglinge und Männer aus dem Volke. —

Das Ideal, das sie im Herzen tragen, Heim und

Haus, Weib und Kind, das Mütterlein . . . und über allem die himmlische Frau mit den gnadenreich geöffneten Händen, das sind die Talismane unserer österreichischen katholischen Soldaten wider die Entartungen, die aus der harten Gewohnheit des Hassens, Vernichtens und Mordens an das Menschentum heranschleichen. Möge jeder diese Heiligtümer ehren, möge sie keiner unseren Soldaten rauben, er würde eine Schutzwehr zerstören, an der sich der schwerste Fluch des Krieges bricht.

Während der Schlacht.

Das sind die Tage, wo wir beten lernen:
Hinterm Nebel die Welt . . . Hinter nebelverhangenen Fernen
zwei Riesenheere im Vernichtungskampf,
wie Urweltmächte, die aus dem Dampf
des brodelnden Chaos sich zum Lichte ringen.
Und wir hören keinen Laut aus der Weite dringen . . .
Von Qualm und Rauch verdunkelt scheint die Welt;
doch warum donnert kein Kanonenschall,
als lägen Roß und Reiter schon erschlagen im Feld!
Kein Hurra, kein Alarmsignal,
kein rasender Kurier, der jubelnd die Fahne schwingt!
Der Nebeltag kommt, der Abend sinkt
mit einer blutigen Binde um das Haupt . . .
Verwundete tauchen an Krücken und wegbestaubt
aus undurchdringlichem Grau. Ein Heer von Schatten kommt ins Land gedrängt.
Vorangesprengt
Rosse mit ledigen Sätteln und blutigen Mähnen . . .
Die Glocken

UNIV. OF
CALIFORNIA

der Feinde frohlocken
und künden die Lüge von unſrem vernichteten Heer:
Deutſchland — nicht mehr
als ein Haufen von Leichen!
. . . Dann aufrecht ſtehn und auch in dieſem Kampf
nicht weichen,
der ſich entſcheidet in den Sternen.
. . . .
Das ſind die Tage, wo wir beten lernen.

Leo Sternberg.

Es ſteht die Schlacht.

Es ſteht die Schlacht. Im heißen Völkerringen
prallt Eiſen wider Eiſen, Stahl auf Stahl;
mit jedem Tage wächſt der Opfer Zahl
und die Entſcheidung will uns keiner bringen.

Laßt nicht ins Herz den bangen Zweifel dringen!
Birgt hinter Wolken ſich der Sonne Strahl,
dem Deutſchen leuchtet hell das Ideal:
„Was ich mit Gott begonnen, muß gelingen!“

So laſſet höher denn die Herzen ſchlagen
und ſeid der Tapfern wert, die fern im Feld
fürs teure Vaterland ihr Leben wagen.
Gedenkt des Worts, wenn Zagen euch befällt:
„Auch Rom ward nicht erbaut in zweien Tagen!“
Gott iſt mit uns und alles wohlbeſtellt.

Leo T. v. Heemſtede.

Kiautſchou.

Nichts!
Kein Wort dringt über das Meer
zu Deutſchlands Oſtmark in Trutz und Wehr.

„Einstehe für Pflicht bis zum letzten Zug!“
war der letzte Gruß, den das Kabel trug.
Doch ob wir bluten und ob wir siegen,
keine Kunde davon kann zu ihnen fliegen.
Vielleicht nur, daß durch englische Hände
ihnen Nachricht kommt von Deutschlands Ende.
Von uns kein Gruß,
von uns kein Wort.
Und doch, und doch weht die Fahne dort
bis zum letzten Mann,
bis zum letzten Zug!
Schwurgetreu!
Die Fahne weht,
wenn Deutschlands Ostmark untergeht.

Hans Gustav Wagner.

Weihnachtsbrief aus dem Schützengraben.

Liebe Mutter, heut schießen wir nicht.
Heut schenken die Sterne uns Friedenslicht.
Der Tannenwald ist unser Weihnachtsbaum.
Für jeden hängt daran ein Heimatstraum.
Von fernen Dörfern dröhnt Glockenton.
Heut bin ich kein Krieger, heut bin ich dein Sohn.
Ich denk' an vergangenes Weihnachtsglück.
Lichtstrahlende Bilder kehren zurück.
Unser Stadt im Schnee. Vom Fenster ein Schimmern.
Glanz und Duft in den Weihnachtszimmern.
Wir ruhten nicht, bis du dein Märchen erzählt
von der Christnacht, die Stummes und Totes beseelt.
Die Tiere reden. Es schweigt das Leid.
Die heilige Nacht ist von Licht geweiht.

Und ob im Schnee die Fluren erfroren,
im Stall wird die ewige Liebe geboren.
Der Tod ist gefallen im heiligen Krieg:
Das Leben ist stärker und hat den Sieg! —
— — —
Und noch ein Bild, zum Greifen klar:
Dein Goldmatz mit Höschen und kurzem Haar,
stolz und stramm auf dem Schaukelpferd,
mit Helm, Trompete und hölzernem Schwert.
Aus Spiel ward Ernst hier im Schützenloch.
Aber dein alter Bub bin ich noch!
Liebe Mutter, heut schweigt der Groll.
Heut brennt mir das Herz so sehnsuchtsvoll.
Heut soll nicht gehaßt und geschossen werden.
Die Glocken singen: Friede auf Erden!

Ilse Franke.

Eine Kapuzinerpredigt im Felde.

Motto: „Wer Menschenblut vergießt,
dessen Blut soll auch vergossen werden.“
1. Mos. 9, 6.

I.

Ihr Helden in Christo!

Eine herrliche Schlacht habt ihr geschlagen! Geflohen der Feind auf Roß und Wagen! Verblutend ein Heer auf der Walstatt liegt; ihr, tapfre Helden, ihr habt sie besiegt! Dem Herrn und Gott sei Lob und Preis — gelobt sei eures Schwertes Fleiß!

Wie kommt es, Freunde, ihr friedlichen Herzen, daß ihr ausstäet Tod und Schmerzen in einem fernen, fremden Land? Ich sah am Pfluge eure Hand, zogt ihr die Furchen durch herbstliche Felder — jetzt zieht ihr das Schwert über Auen und Wälder! Ich sah in der Werk-

ſtatt euch fleißig ſchaffen — jetzt hobelt den Feind ihr mit zürnenden Waffen! Ihr holtet das Eiſen aus tiefem Schacht — nun ſchwingt ihr es wild in tötender Schlacht! Ich ſah euch ſitzen bei Feder und Tinte — jetzt ſchreibet ihr Punkte mit blitzender Flinte! Und euer Papier iſt die Bruſt des Franzen — und euer Schreibtiſch ſind Gräben und Schanzen. Und wieder, zu friedlicher Abendſtund', da hingen die Kinder an eurem Mund, und Lieb' und Freud' verſchmolz ſich im Kuſſe — jetzt ſchlagt ihr die Väter mit Kolben und Schuſſe! Wie kommt es, Freunde, daß ihr ſo ſeid? Und eure Augen blitzen vor Freud?

Ich weiß, ich weiß! Es hat der Feind von Oſt und Weſt und Süd und Nord zur Freveltat ſich tückiſch vereint, gen uns zu ziehn mit Raub und Mord.

Den Feind habt ihr geſchlagen, ihm umgedreht den Kragen. Ihr habt euch gefunden in ſchweren Stunden, und war in der Heimat auch Fehde und Streit — heut ſteht ihr zuſammen in Brüderlichkeit. Als Brüder zoget ihr gegen den Feind — o bleibet als Brüder für immer vereint. O laſſet im Lande der Feinde die Feindſchaft und kehrt in die Heimat in Treue und Freundſchaft! Als Brüder in Chriſto, ſteht ihr im Feld — als Brüder in Chriſto bleibet der Welt.

Die Schlacht iſt zu Ende, drum faltet die Hände und danket Gott, der Tod und Spott euch fern gehalten. Das himmliſche Walten erkennet im Glück, das euch den Sieg beſchert. Ihr habt gerettet den heiligen Herd, an dem eure Lieben zurückgeblieben. O ſchön iſt die Heimat! O heilig iſt ſie! Vergeſſet im Kampfe die Heimat nie! Es hat der Kaiſer euch alle gerufen — er ſelber ſtieg von des Thrones Stufen und weilet bei euch und iſt euch gleich — an Liebe zur Heimat, zum Vaterland reich.

Heil euch, daß ihr es wert zu ſchützen Heimat und Herd, zu tragen das Siegesſchwert, das frevelnd der Feind begehrt.

Laßt euch's nicht verdrießen das Jagen und Schießen auf das feindliche Wild, denn es gilt: Sein oder Nichtſein! Vergeſſen wird nimmer das Vaterland ſeiner mutigen Helden und ewig wird es melden: Wir danken es ihnen mit Herz und Hand, daß ſie ſo unverzagt ihr junges Leben gewagt. Glaubet nicht, wenn ihr heimwärts kehrt, es würde euch Lohn und Liebe verwehrt! Ein jeder ein Retter, ein jeder ein Held — und Bruder und Schweſter iſt euch eine Welt! Wer einer vergeſſen bis heut und verkannt, in Ehren wird nunmehr ſein Name genannt!

II.

Doch nicht der Kaiſer, die Heimat allein hat euch zum Streiten gerufen. Ein Höherer lenket die Völker ſein, der thronet auf ewigen Stufen. Ihr ſeid beſtimmt als Chriſti Heer, des Kreuzes Banner zu tragen von Land zu Land, von Meer zu Meer, des Belial Streiter zu jagen. Was Gott einſt zu den Juden ſprach, das klingt heut wie geſtern nach: „Wenn ihr euch nicht beſſern wollt und mir zuwiderhandelt, wenn ihr nicht tuet, was ihr ſollt, in Haß und Sünde wandelt — ſo will ich euch entgegen ſein und ſiebenfach euch ſchlagen, Völker ſollen euch bedräu'n und mit dem Schwert euch jagen."

Nicht umſonſt hat Gott das Geſetz geſchrieben auf harten Stein. Es will verkündet und beachtet ſein! Die Franzoſen, die Ruſſen — alle verachten Gottes Gebot; drum ſind ſie falſch und treulos, zu tiefſt im Herzen verroht. Als Gott den Galliern einen König gab, da ſchlugen die Mörder das Haupt ihm ab. Sie ſchlugen den Tabernakel in Trümmer und ſtellten auf den Altar ein Frauenzimmer. Sie jagten Mönche und Nonnen aus dem Land

und ſtahlen deren Güter mit diebiſcher Hand. Sie haben um Millionen den Staat, das Volk betrogen und vor Gericht mit falſchen Eiden die Freiheit ſich erlogen. Aus Schule und Haus mußte das Kreuz hinaus. Weder Biſchof noch Kardinal rettet das Volk vom tiefſten Fall. Die Religion iſt allen zum Hohn. Der Kirche der Katholiken kehrten faſt alle den Rücken. Ihr einziges Wünſchen und Streben ging auf Genießen und Leben. Zu vollgeſtopft mit Futter und Wahn war der galliſche Hahn — drum fiel er uns an. Im Haſſe gegen uns ſind ſie alle eins — die goldverbrämt und im Arbeiterhemd, alle, links des Rheins, auch die im Talar ſchwarz und rot — alle wünſchen euch den Tod. Und doch haben ſie alle vergeſſen, daß dem Volk das Maß längſt vollgemeſſen; daß Gott ſeiner nicht ſpotten läßt, das iſt nun ihrer Erkenntnis ſchmerzlicher Reſt.

Mörder haben in Serbien totgeſchoſſen einen edlen Kaiſerſproſſen — ihnen verwandt im galliſchen Land haben ſich die Führer des Volkes gefühlt; ſie haben den Frieden längſt unterwühlt und das Volk, das ſie im Wahnſinn gewählt, das laſſen ſie nun bluten im Feld.

So ſtraft ſie Gott mit Krieg und Waffen, weil ſie wider ihn Böſes geſchaffen.

Und ihr, Helden, ihr ſeid das Werkzeug göttlicher Gerechtigkeit!

III.

Gott hat euch gerufen, er wird euch leiten, er wird euch ſchützen im Kämpfen und Streiten; denn heilig, heilig, heilig iſt euer Streit in Ewigkeit. Der Mann, der ſo Hohes und Hehres tut, iſt — oder wird ſelber gut. Auch darin liegt ein Gottesplan, daß jeder nun ſchaue

sein Leben an: Wie er gewesen zu Haus und fort, ob ehrlich die Tat, ob treu das Wort; ob rein das Sinnen und lauter das Trachten; ob er tät seinen Gott verachten und Teufelsdienst dabei beginnen — ach, Himmel! Alle Sünden muß er sich künden! Ob er Feindschaft mit Nachbar und Vetter, ob er dem Weib ein sorgender Mann, ob er Bursche, los wie ein Wetter, was er bei allem gedacht und getan. Ja, der Krieg wird zum mahnenden Spiegel und nimmt gar manchen in leitende Zügel. Der Reiche erkennt des Armen Wert, wenn dieser ihn schützt mit tapferem Schwert, der Arme lernt wieder Zufriedenheit, wenn Krieg wieder wechselt mit Friedenszeit, wenn auch die alte Wahrheit geschieht, daß Lumpen es gibt in Krieg und in Fried.

Meine Helden — das will ich noch melden: Für Lumpen und Lumpinnen schlagt ihr euch nicht! Und wer solche sind — des sollt ihr euch baß besinnen! Wer im Krieg kein Opfer gebracht, wer hinter dem Ofen euch Helden verlacht und veracht', wer selbst im Krieg nur auf sich bedacht; wer sich nicht kümmert, wenn vaterlos ein Waislein wimmert, wer selbst im Krieg noch gern in Gold und Steinen schimmert! Die Weiber auch, und die vor allen: Die sich in Pariser Moden gefallen, die Haare gekämmt wie Pariser Straßenware, die Brust entblößt und die Augen geschminkt; wer auf hohen Stöckeln hinkt und lieber steil auf Zehen will gehen, die in Schlitzröcken nach tausend Fläschchen schmöcken; die im Theater schwitzen bei seichten ausländischen Stücken und Witzen, die den Armen das Geld abpressen und täglich Kuchen und Weißwürst essen; die keinem Soldaten etwas geschickt und lieber alles selber geschlickt! — Ihr Helden! Das will ich euch melden — — wenn diese euch nahn

auf eurer Siegesbahn — — die waren es nicht wert, euer Bluten und euer Schwert.

Jene aber, die mit euch daheim gelitten, mit Not und Kummer gestritten, für euch die Arbeit getan, die ihre Wünsche alle stehen gelân, die für euch gebetet aus tiefstem Herzen, mit euch geteilt die Mühen und Schmerzen, die nächtig geweint und zu Tag sich geplagt und nie ein böses Wort über Kaiser und Gott gesagt — — ihr kennt sie wohl, ihr lieben Helden, die euer wert — ich laß sie alle gelten — und kommt ihr heim, und reichen sie euch Hand und Mund — oh, das ist dann eine heilige Stund! Die wird auch im Himmel den Zeiger rücken, so sehr wird euch und sie es beglücken, dieses Wiedersehn, wenn die schwere Arbeit getan. Das predigt euch

Frater Sebastian, Amen.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

YC 71291

922672

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY